

# TERRA ASTRA

SCIENCE FICTION ROMANE  
aus der Perry-Rhodan-Redaktion

Nr. 95

DM 1,20

Österreich S 9,-

Schweiz Fr. 1,50

Italien Lire 300

Belgien frs 20,-

Luxemburg frs 18,-

Frankreich FF 2,20

Niederlande gfl. 1,40

Spanien Ptas 33,-

# John Brunner Ein Planet zu verschenken

Die Fremden kommen – der große Plan  
erfordert die Aufgabe einer Welt



Ein SF-Bestseller in Neuauflage!

1.

Mit einem Fingerschnippen ließ Counce den Rest seiner Zigarette über Bord fliegen, und zischend verlosch der Stummel im Wasser des ruhigen Pazifiks.

Halb lag, halb saß Counce mit dem Rücken gegen die warme Außenwand des Propulsors und beobachtete eine Möwe, die über dem Schiff kreiste, das weiße Objekt im Wasser sah, herabstieß, dann aber mit einem beleidigten Aufschrei den Zigarettenrest fallen ließ und davonsegelte. Counces Blick folgte dem Flug des Vogels für ein paar Sekunden.

Plötzlich verschwand der träumerische Ausdruck auf seinem Gesicht, so als kehrte er aus einer anderen Welt in die Wirklichkeit zurück. Für ein paar Sekunden lauschte er angestrengt, dann zuckte seine rechte Hand hinauf, und Counce veränderte den Kurs des Schiffes. Sein Blick richtete sich jetzt auf einen Punkt am blauen Horizont, den außer ihm vermutlich niemand gesehen hätte.

Wenige Meilen hinter seinem Boot erstreckten sich die riesigen Anlagen, mit denen dem Meerwasser ungeheure Mengen Nährstoffe entzogen wurden. Zu seiner Rechten, etwa näher allerdings, lagen die Seetang-Farmen. Noch etwas näher, zur Linken, sah er ganz schwach am Horizont den Rand des

Wohndistrikts von Seeland. In der Richtung jedoch, in die sein Blick jetzt ging, war auf mehrere tausend Meilen nichts als Wasser, abgesehen von ein paar unbewohnten Inseln.

Plötzlich bemerkte er ein Leuchten. Es wuchs an, wurde heller, hatte aber keine Chance gegen das Sonnenlicht. Hätte Counce nicht seine Sonnenbrille aufgehabt, würde er es vermutlich gar nicht wahrgenommen haben. Das Leuchten kam schnell näher.

Nach wenigen Sekunden erkannte er den Flugkörper, die Tragflächen, die Schwimmkufen für die Wasserung. Counce nickte unbewußt, als er

sah, daß das Flugschiff sich schnell der Wasseroberfläche näherte. Der Pilot verstand sein Handwerk — er, Counce, hätte den Anflugwinkel kaum besser berechnen können.

Das Schiff sauste jetzt über das Wasser, näherte sich immer mehr Counce und seinem Boot, bis es schließlich aufsetzte. Ein Anker wurde ausgeworfen, und als die Taster eine unterseeische Felsformation entdeckt hatten, wurde das Schiff mit einem Kontaktstrahl dort unten festgemacht. Das Schiff beschrieb einen Viertelkreis, kam zum Stehen, und dann verschwand es von einem Augenblick zum ändern.

Counce seufzte, nahm seine Sonnenbrille ab und steckte sie in die Tasche seiner Schwimmshorts. Das Deck seines Bootes wurde immer wärmer, was bedeutete, daß jemand auf dem fremden Schiff zwei und zwei zusammengezählt hatte. War Basset gewarnt worden? Counce glaubte es nicht, mußte aber natürlich mit allem rechnen.

Er konzentrierte sich im letzten Moment und tat es dann seinem Zigarettenrest nach. Er schoß gerade noch in einem weiten Sprung über Bord, als der Sonarstrahl die Resonanzfrequenz seines Bootes erreicht hatte und dieses durch den fast lautlosen Schallangriff in seine Bestandteile zerfiel. Natürlich versank der schwere Propulsor sofort, während er sich im letzten Augenblick automatisch gegen eine Explosion sicherte. Es würde sich allerdings kaum lohnen, ihn aus diesen Tiefen wieder herauszufischen.

Prustend trat Counce Wasser und blickte hinüber zu der Stelle, an der er das fremde Schiff zuletzt gesehen hatte. Er hoffte, daß der Propulsor die Suchgeräte des Raumschiffs lange genug ablenken würde, so daß er sich dem fremden Schiff unbemerkt nähern konnte. Der Schutzschirm um das Schiff war nur von unten zu durchdrungen, und auch das war bestimmt nicht einfach. Immerhin hatte Counce sich ja lange genug darauf vorbereitet.

Er füllte seine Lungen mit Luft und tauchte unter. Schneller, als er angenommen hatte, erreichte er den unsichtbaren Schutzschirm und spürte, wie die elektrostatische Energie in seinen Fingerspitzen kribbelte. Der Schirm wirkte also auch nach unten; das war verständlich, da man auf der anderen Seite kein vermeidbares Risiko eingehen wollte.

Counce überschlug kurz die Zeit, die er brauchen würde, dann holte er erneut Luft und tauchte erneut unter.

Genau sechs Minuten später kann er auf der anderen Seite der Energiekuppel wieder nach oben und sah blinzelnd in ein grünliches Licht, das durch die Strahlenbarriere hereinfiel. Auf einer Tragfläche des seegängigen Raumgleiters standen zwei Männer und blickten auf ihn herab. Das bedeutete, daß Basset sich nicht nur auf technische Schutzmaßnahmen verließ, sondern von Counce gehört hatte, Counce schwamm ruhig auf der Stelle und wartete auf den tödlichen Schuß, Einer der Männer hatte eine Maschinenpistole auf ihn gerichtet. Der andere der beiden mußte Basset sein.

Schließlich gab der, den Counce für Basset hielt, ein Zeichen, und der andere Mann senkte die Waffe. Counce spürte unendliche Erleichterung.

„Los, Mann“, sagte der Fremde mit der Waffe. „Komm an Bord.“ Er betätigte einen Mechanismus, der eine Leiter ins Wasser senkte, und langsam kletterte Counce hinauf. Sein Blick ging kurz in die Runde. Er fand bestätigt, was er erwartet hatte: Ein Höcker hinter der Kommandokuppel des Schiffes deutete auf einen Metchnikow-Antrieb hin, den man auf privaten Schiffen gar nicht finden durfte- aber Basset hatte Zugang zu vielen verbotenen Dingen.

„Gib dem Mann ein Handtuch, Lecoq“, sagte der Mann mit der MP, und sofort warf jemand ein Tuch durch die geöffnete Luftschleuse. Counce rieb sich gründlich ab. Danach wurde er aufgefordert, hineinzukommen.

Sie durchquerten den Detektorraum, und der Mann an den Kontrollen sah neugierig hinterher. Sie gingen durch das Mittschiff und betraten einen großen Raum; hier hatte man aus zwei Kabinen eine gemacht, und Counce überlegte, welche Folgen das für die Stabilität des Schiffes hatte, wenn es in den Hyperraum überwechselte. Offensichtlich wußte man das hier auch, denn er entdeckte Schweißstellen, an denen zusätzlich Träger zur Stabilisierung angebracht worden waren.

„Setzen Sie sich“, sagte Basset, und während Counce gehorchte, wurde die Tür der Kabine geschlossen.

Wenige Sekunden später sah er seinem Gegenüber in die Augen. Es war ein schlanker, großer Mann mit sandfarbenem Haar und einem schmalen Gesicht, in dem die Augen in tiefen Höhlen lagen.

Die Hände waren zart und gepflegt. Bei den heutigen Möglichkeiten der Geriatrie, dachte Counce, konnte der Mann knapp vierzig oder aber auch

hundert Jahre alt sein; er wußte, daß Basset näher an der unteren Grenze lag.

Entspannt lehnte er sich zurück und bemerkte Bassets Unruhe über die Tatsache, daß er, Counce, die Initiative ergriffen hatte. Das Schweigen dehnte sich unerträglich aus, während Basset jetzt seinerseits seinen Gast von oben bis unten musterte.

Schließlich sagte er: „Nun, was sollen Sie?“

Counce überraschte diese Frage nicht, und er konterte: „Es wäre vielleicht besser, wenn ich Ihnen sage, daß ich genau weiß, was Sie wollen.“

Basset konnte seine Überraschung nicht verbergen. „Gut“, meinte er dann mit gespielter Gleichmut. „Sagen Sie mir, was ich will.“

„Sie wollen die Galaxis beherrschen.“

## 2.

Die Galaxis ...

Das war zu Counces Zeit ein Begriff wie jeder andere, aber es hatte lange genug gedauert, bis die Menschen begriffen hatten, daß ihr Planet Teil eines Sonnensystems war und dieses Sonnensystem wiederum nur ein winziger Teil eines ungeheuren Universums. Auch die Galaxis war nur ein verschwindend kleiner Teil dieses Universums, gar nicht zu reden also von den einunddreißig Planeten im Umkreis von zweihundert Parsek, die von Menschen bewohnt wurden — zwar nur spärlich, aber immerhin bewohnt.

Die Galaxis bedeutete für die Menschheit ein Sicherheitsventil, durch das sie alle ihre Träumer, Ängstlichen, unzufriedenen und unzuverlässigen Mitglieder hinausgelassen hatte, als einmal der Antrieb erfunden worden war, der die Reise zu den nächsten Sternen möglich machte.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo der Hexenkessel Erde wieder überzukochen drohte. Vor drei oder vier Jahrhunderten hatten alle, die es gern wollten, die Erde verlassen, hatten aufgehört, Menschen der Erde zu sein, hatten versucht, sich in eine neue Heimat einzuleben. Und damit hing Counces Besuch bei Basset zusammen, deshalb hatte er ihn erwartet.

Basset war überrascht und lehnte sich zurück, während er auf seinem Tisch nach einer silbernen Schachtel griff; sie war eine Erinnerung an sei-

ne letzte Reise, und selbst wenn er es nicht gewußt hätte, so hätte Counce an dieser Schachtel erkannt, daß Basset sich auf Boreas aufgehalten hatte. Solche Ornamentarbeiten in Silber konnte man sich nur auf einer Kolonialwelt leisten und hochwertige Metalle für Spielereien verschwenden. Counce nahm sich eine der angebotenen Zigarillos.

„Danke“, sagte er trocken. „Meine Zigaretten wurden naß, als Sie mein Boot versenkten.“

Basset ignorierte die Bemerkung und reichte ihm ein Feuerzeug, „Sie besitzen außergewöhnliche körperliche Fähigkeiten“, sagte er dann. „Ich hätte geglaubt, daß dies auch für Ihre Intelligenz gut, wenn Sie nicht eine solche dumme Bemerkung gemacht hätten, Darf ich fragen, was sie damit meinen?“

„Ich möchte noch erwähnen“, sagte Counce ungerührt, „daß ich auch weiß, warum sie gerade Boreas besucht haben.“ Basset runzelte die Stirn.

„Meine Firma handelt mit vielen Welten, und ich habe in letzter Zeit gute Geschäfte gemacht, auch mit Kunstgegenständen ...“

„Aber Sie fliegen doch nicht zu einer Welt, um einen Vertrag zu erneuern, aus dem Sie schon seit einem Jahr keinen Profit mehr gezogen haben“, unterbrach Counce ihn- „Ich schlage vor, wir sprechen jetzt Klar-text. Wenn ich so Ihre Lage betrachte, sehe ich, daß Sie noch einige schöne Jahre vor sich haben, in denen Sie auch mächtig sind, jedenfalls hier auf der Erde. Aber Sie sind rastlos und niemals zufrieden, und deshalb bezweifle ich, daß Sie sich mit dieser Aussicht zufriedengeben werden. Die Frage ist auch nicht weiter von Belang, denn Sie wissen, daß in ungefähr vierzig Jahren die Erde wieder eine schwere Krise durchmachen wird. Selbst die vorsichtigsten Schätzungen bestätigen, daß dann die Bevölkerung wiederum so angestiegen sein wird, daß sie größer wird als die Zahl, die die Erde verkraften kann. Die Menschen werden wieder auswandern wollen. Sie wissen aber nicht, wohin, es sei denn, jemand leistet ihnen Hilfe.“

Wir haben zur Zeit einunddreißig bewohnte Welten, die nur dünn besiedelt sind. Praktisch alle diese Kolonisten hassen die Erde. Die Gründer der Kolonien haben seinerzeit alle damit gerechnet, daß die Erde an ihren Problemen zugrunde gehen würde, während sie, die Kolonien, zu neuem Reichtum kamen. Das aber trat nicht ein. Nehmen wir Ymir, zum Beispiel. Die Pioniere flogen dorthin und ließen sich nieder, ohne sich über die

Gegebenheiten zu informieren. Sie wußten nicht, daß sie mitten in eine Eiszeit hinein gelangten, und so halten sie sich seitdem warm, indem sie sich gegenseitig ihre Wut und Enttäuschung zubrüllen.

Das aber war vor dreihundert Jahren. Mittlerweile sind die Flammen des Hasses bis auf wenige Ausnahmen erloschen. Die Ymiraner würden niemals zugeben, daß ihre Großväter einen Fehler gemacht haben, als sie die Erde verließen; unter der Oberfläche gärt es natürlich weiter, und man beneidet uns mit fast buchstäblich greifbarer Intensität. Zweifellos gibt es auf Ymir große Rohstoffvorkommen, das Pech ist nur, daß sie zweihundert Fuß unter Eis begraben liegen.

Es gibt Nicht-Angepaßte und Unzufriedene auch jetzt auf der Erde. Wenn der Bevölkerungsdruck in ein paar Jahrzehnten überhandnehmen wird, werden viele Menschen nach einer

Fluchtmöglichkeit suchen. Das wird keine Schwierigkeit sein, da man heute mit Hilfe des Metchnikow-Antriebs die gesamte Bevölkerung von Groß Tokio oder Rio in ein Schiff verfrachten kann. Wir rennen dabei allerdings gegen eine Wand: In dem von uns erforschten Radius des Welt-raums gibt es keine jungfräulichen Welten mehr, die man besiedeln könnte.

Die naheliegende Lösung wäre, die Kolonien für Einwanderer zu öffnen. Und genau das haben Sie vor: Sie wollen die Kolonien durch technische und andere Hilfe zur Zustimmung bewegen, und wenn dann die Zeit kommt, werden Sie der Mann sein, der der Menschheit den Zufluchtsort geben kann, den sie sucht.

Aber Sie rechnen auch mit Schwierigkeiten und Konflikten, Ihre Computer sagen das voraus, und sie haben recht. Die Neueinwanderer werden sich mit den alten Kolonisten nicht vertragen, weil die neuen Menschen noch einen Pionierdrang spüren, während die Kolonisten desillusioniert sind. Schließlich werden die neuen Einwanderer die Oberhand gewinnen, und sie werden Ihnen natürlich Freundschaft und Loyalität entgegenbringen, was sich dann -wohl geschäftlich günstig auswirken wird.“

Counce schwieg, und nach langen Sekunden antwortete Basset:

„In groben Umrissen stimmt das, und ich will gar nicht so tun, als versuchte ich zu erraten, woher Sie das wissen. Aber sollte das das Motiv für Ihre Bemerkung sein, ich wolle die Galaxis beherrschen, so ist das natürlich falsch. Die Galaxis läßt sich nicht von einer Stelle aus regieren.“

„Das ist so wahr wie zwei mal zwei vier ist“, sagte Counce trocken. „Ich brauche aber wohl nicht zu sagen, was beherrschen wirklich bedeutet.“

Basset nickte. „Ich weiß nun aber immer noch nicht, warum Sie gekommen sind.“

„Ich kam, um Ihnen zu sagen, daß Ihre Mission auf Boreas völlig nutzlos war. Angesichts der Tatsache, daß Boreas eine der wenigen Äußeren Welten ist, die ziemlich nahe an der Erde liegen, war Ihr Fehlschluß klar-Sie mußten zu diesem falschen Ergebnis kommen und versuchen, die Zustimmung der Bewohner dort zu erkaufen. Das werden auch Ihre Computer gesagt haben, und Sie würden vermutlich noch zehn Monate damit zubringen, um den Fehler in der Programmierung zu suchen, wenn ich nicht gekommen wäre. Vermutlich wären Sie sogar so entmutigt worden, daß Sie sich dem wirklich unlösbaren Problem auf der Erde nicht mehr gewidmet hätten.“

„Hören Sie mal“, sagte Basset ungehalten. „Wir hatten bisher noch keine Möglichkeit, unsere Daten zu überprüfen, die wir auf Boreas eingeholt haben. Sie, und wer immer hinter Ihnen stehen mag, kann also gar nichts darüber wissen. Ich besitze das schnellste Schiff der Zivilraumfahrt, und ich bezweifle, daß jemand von Ihnen Zugang zum Metchnikow hat.“

„Stimmt“, sagte Counce, verschwieg aber, daß er genauso gut ohne diesen Antrieb auskam.

Dieses scheinbare Eingeständnis schmeichelte Basset, der sich und seine Fähigkeiten bestätigt sah. „Ich habe zwar nur hier und dort Gerüchte gehört, die mir unglaublich schienen, aber ich bin vorsichtig gewesen und habe mit Ihrer Ankunft gerechnet.“

„Genauso, wie ich auf Sie an der richtigen Stelle gewartet habe“, nahm Counce ihm den Wind aus den Segeln. „Ihr größtes Problem ist jetzt, daß Sie nicht wissen, um welches Problem es sich handelt.“

„Allerdings“, sagte Basset scharf. „Und woher wollen Sie wissen, daß Sie richtig liegen?“

„Nehmen wir an, daß meine Freunde und ich dieses Problem schon längere Zeit untersuchen als Sie“, sagte Counce gleichmütig. „Aber das ist nicht wichtig. Ich sage Ihnen nur, daß die Lösung des Problems nicht auf Boreas zu finden ist, sondern nur auf Ymir. Da muß ich gleich hinzufügen, daß ich Ihnen zwei Alternativen anbieten kann: Sie lassen mich das Problem lösen und geben mir bei Zustimmung Nachricht, indem Sie bei Vi-



deo India Werbezeit kaufen — keine besondere Nachricht, denn das allein Würde schon auffallen, da man bisher Ihre Sendungen abgelehnt hat, weil Sie mit Hypnotika arbeiten —, oder Sie vergessen mich einfach; das sind die zwei Alternativen.“

Counce hob eine Hand und Verhinderte so, daß Basset eine Frage einwerfen konnte. „Es gibt keine dritte Alternative“, sagte er. „Sie werden das Ymir-Problem nicht allein lösen, es wird für mich schon schwer werden, und ich bin Spezialist für solche Fragen.“

„Immerhin haben Sie Talent, Fragen auf zuwerfen“, brummte Basset. „Aber ich bin nicht so unfähig, wie Sie vielleicht glauben. Ich nehme an, ihr Gehirn ist gut abgeschirmt, sonst hätten Sie sich nicht hierhergewagt. Das bedeutet, daß es nicht so einfach wäre, Ihnen die gewünschten Informationen zu entreißen. Aber ich habe Geduld, wenn es sein muß.“

Das war eine eindeutige Drohung. Counce erhob sich und sagte scharf: „Übrigens, überprüfen Sie Ihre Ortungsanzeigen, Basset. Unter uns kreuzt ein kleines U-Boot der Dateline-Fischfarmen, Und Sie müßten wissen, daß ein einfaches Unterwasserschutzboot Sie gar nicht hätte orten dürfen. Sie sind gut beraten, wenn Sie mich jetzt gehen lassen.“

„Stimmt das?“ fragte Basset in den Raum, der natürlich an anderer Stelle abgehört wurde.

„Ja“, meldete sich eine Stimme von der Decke. „Das Boot kann uns aber nichts anhaben, solange wir abgeschirmt sind. Ich schlage trotzdem vor, wir steigen auf und verlegen unseren Standort um zwei Meilen.“

„Ich würde das nicht tun“, sagte Counce leicht belustigt.

Basset blickte spöttisch zu Counce auf. „Sie sind ziemlich dumm vorgegangen“, sagte er. „Ja, Lecoq, wir springen zwei Meilen.“

Counce seufzte und drückte seinen Zigarillo aus.

„Schicken Sie zwei Leute herein, Lecoq“, befahl Basset dann.

Unmittelbar danach erschienen zwei Männer, groß und muskulös, und als Basset nickte, traten sie auf Counce zu. Dieser schlug den beiden je einen Haken unter das Kinn, der sie bewußtlos zu Boden schickte.

„Lecoq!“ schrie Basset erregt und sprang auf.

„Ich bringe das Schiff in die Luft“, kam die Stimme von oben wieder. „Es ist zu gefährlich, in Ihrer Kabine zu schießen.“

Zitternd drückte Basset sich an die Wand.

„Ich sagte doch, es gibt keine dritte Möglichkeit“, erklärte Counce sarkastisch und ließ den anderen merken, daß er ihn wie einen ungezogenen Schuljungen behandelte.

Kaum waren seine letzten Worte verklungen, verschwand er.

### 3.

Über fünfzig Menschen arbeiteten an der Ausgrabungsstelle, und doch hatte Anty Dreean sich noch nie in seinem Leben so einsam gefühlt. Hinter dem grellen Licht der Scheinwerfer, die die Baustelle beleuchteten, glitzerten juwelengleich die Sterne über Regis. Antys Atem gefror sofort an der kalten Luft, und immer wieder schlugen die Menschen die Hände zusammen oder stampften auf, um sich zu erwärmen, obwohl sie in warme Parkas und Fellhosen gehüllt waren.

Anty stand an den Kontrollen für das Beleuchtungssystem der Baustelle und achtete auf Zurufe, die ihn anwiesen, hier oder dort etwas mehr Licht zu liefern. Ein Fremder, der zufällig vorbeigekommen wäre, hätte zuerst auf eine archäologische Ausgrabung getippt, was aber nur zu fünfzig Prozent zutraf, denn er befand sich auf Regis, dem einsamsten Außenposten der menschlichen Rasse. Nur selten kamen überhaupt Menschen hierher, so daß man kaum Gegenstände von ihnen im Boden finden würde.

Die Menschen hier suchten nicht nach antiken oder urzeitlichen Gegenständen, sondern sie suchten verzweifelt nach einem Anzeichen für eine Gefahr, die größer sein konnte als alles, was die Menschheit bisher erlebt hatte.

Am Rande der großen Grube, ganz in der Nähe von Anty, standen Wu, der Direktor der Expedition, und seine rechte Hand, Katja Iwanowa. Wu hielt einen Detektor in der Hand, und sobald er damit etwas Massives im Erdboden geortet hatte, wurde an dieser Stelle intensiv gegraben. Das war gerade jetzt wieder der Fall, und Anty lehnte sich nach vorn, um zu sehen, was es wohl sein könnte.

Plötzlich wurde er an seine Pflichten erinnert, als Lotus Scharf ihn rief, und er erhöhte die Beleuchtungskapazität am anderen Ende der vielleicht vier Fuß tiefen Grube. Überall verhielten die Menschen bei der Arbeit und sahen hinüber.

Lotus hielt etwas Glitzerndes in der Hand. Sie winkte Direktor Wu aufgeregt zu, der sofort zu ihr hinüberlief. Für ein paar Sekunden steckten sie die Köpfe zusammen.

Zögernd, fast ein wenig steif, richtete Wu sich dann wieder auf und sagte: „Eine leere Büchse, und sie stammt nicht von uns!“

Also waren die Fremden auf Regis gewesen, und das bedeutete, daß sie auch zurückkommen konnten.

In den wenigen Minuten, die Wu und seine Gefährten brauchten, um die Grube zu verlassen, fand Anty Zeit, die Reihe der Vorkommnisse zu rekapitulieren, die ihren Abschluß hier in der eisigen, ganzjährig gefrorenen Tundra um den Nordpol von Regis gefunden hatte. Es hatte vor langer Zeit auf Kung-Fe-tse, der Heimatwelt Wus, begonnen, als ein Wissenschaftler, der mit Messungen gewisser Atom-Resonanz-Frequenzen beschäftigt war, herausfand, daß seine Ergebnisse durch Vibrationen aus dem All verfälscht wurden.

Daraufhin entdeckte man Tausende solcher Störquellen, überall in der Galaxis verstreut: Es handelte sich um Schiffe, die mit Überlichtgeschwindigkeit durch das All jagten.

Die Masse der Störungen kam aus Richtung Regis, und weil dieser Wissenschaftler zufällig ein Freund Wus war, wurde Wu in mehr Dinge eingeweiht als ein Normalsterblicher.

Aus Richtung Regis durfte es solche Störungen schon lange nicht mehr geben, da die Menschen die Planeten nicht mehr anfliegen!

\*

Schon lange wußten die Menschen, daß allein nach dem Gesetz des Zufalls der Mensch nicht allein im Kosmos sein konnte — es mußte noch andere Rassen geben, die zu den Sternen strebten. Seit langem wußte man daher, in welcher Richtung die nächste, nicht-menschliche Rasse leben mußte, und Regis war diesbezüglich ein ausgezeichneter Beobachtungspunkt.

Aber jetzt ... Die Fremden waren bereits auf Regis gewesen! Was, wenn sie zu rückkehrten ?

Anty spürte ein kaltes Kribbeln zwischen den Schulterblättern. Langsam fand er wieder in die Wirklichkeit zurück, und er stellte fest, daß jemand

mehrmals seinen Namen rief; Katja stand neben der Transfax-Plattform und winkte.

Anty erwiderte den Ruf.

„Anty, ich tue es nicht gern“, sagte Katja, als er näher gekommen war, „aber ich habe keine andere Wahl. Ich möchte dich bitten, hier noch ein wenig länger zu graben. Wir müssen inzwischen ein paar wichtige Planungen durchsprechen.“

„Und dabei bin ich natürlich im Wege“, sagte Anty beleidigt. „Was wollen wir mit noch mehr Beweisen?“

Katjas breites Gesicht, das ihre slawische Abstammung verriet, verzog sich. Dann legte sie einen Arm um Antys Schulter und sagte: „Anty, Junge, es geht nicht darum, daß wir dich los sein wollen, sondern wir müssen wirklich versuchen, dem Boden alle denkbaren Informationen zu entreißen, alles über Größe, Dauer und Ausrüstung der Expedition der Fremden zu erfahren, okay?“

Anty holte tief Luft. „Tut mir leid, Katja, es ist nur ... Gut, ich bin nun einmal der jüngste Mitarbeiter und als einziger nicht auf der Erde geboren ...“

Katja wollte ihn unterbrechen, aber er fuhr fort: „Ja, ich weiß, was du sagen willst: Jeder von uns müsse so eine Art Lehrzeit durchmachen — außerdem bin ich der einzige nicht auf der Erde Geborene. Ich habe keine Erfahrung und muß daher die Dreckarbeit machen, statt ... Verdammt, ich weiß, was los ist, aber ich lasse es mir nicht ewig gefallen!“

Katja schenkte ihm ein freundliches Lächeln. „Du hast die Schlacht schon zur Hälfte gewonnen, denn es ist schwer, endlich einmal so etwas offen zu sagen. Aber es gibt noch etwas, worüber du einmal nachdenken solltest: der menschliche Verstand ist nicht dazu geschaffen, den ganzen Tag Probleme zu wälzen, zu grübeln. Man muß sich auch einmal erleichtern, muß etwas loswerden. Warum lachst du nicht, oder singst? Laß dich mal richtig gehen!“

„Lachen?“ fragte Anty. „Worüber?“

„Stell dir zum Beispiel Councos Gesichtsausdruck vor, wenn er erfährt, daß sein Plan mit Basset nicht realisierbar ist.“

„Das nennst du lustig? Ich halte das eher für schrecklich.“

Katja zuckte die Achseln. „So ist das nun einmal. Um dir ein besseres Beispiel zu geben: Bis eben wußten wir noch nicht, ob die Fremden jemals

auf Regis gewesen sind, jetzt wissen wir es besser. Du hältst das sicher auch für eine Katastrophe, aber das ist es nicht. Die Katastrophe wäre größer, wenn wir nicht herausgefunden hätten, daß sie hiergewesen sind!“

Anty nickte zögernd, Katja schlug ihm ermunternd auf die Schulter.

„Lotus bleibt ebenfalls hier“, sagte sie. „Leider können wir nicht mehr Leute entbehren.“

Anty nickte wieder nur, und Katja verabschiedete sich lächelnd und trat durch den Transfax zurück zur Zentralbasis.

Bis auf Lotus waren jetzt alle anderen Menschen verschwunden, und sie hielt ihm eine Schaufel hin.

„Je schneller wir anfangen, desto eher sind wir hier wieder heraus.“

Anty nickte und sprang hinunter in die Grube. In diesem Augenblick wurde der Transfax ausgeschaltet, und Nacht senkte sich über das gesamte Gelände. Anty gefiel dieser Planet nicht, er war ihm zu ungemütlich, aber wer wußte schon, ob nicht die Fremden sich gerade hier wohl gefühlt hatten.

Er versuchte, den Planeten mit den Augen eines Fremden zu sehen. Sie hatten bestimmt den Planeten erforscht, hatten ihn unbewohnt gefunden, mit Ausnahme vielleicht von ein paar Plasmaklumpen in den trüben Meeren des Planeten. Als sie das getan hatten, hatten sie ihre Abfälle vergraben und das gesamte Gelände um den Landeplatz sterilisiert, um eine eventuell eingeschleppte Seuche bereits im Keim zu ersticken. Dann waren sie wieder abgeflogen. Vielleicht wollten sie niemals wiederkehren. Es gab ja noch unzählige andere Welten ...

Seine Schaufel stieß gegen etwas Festes, und Anty grub seinen ersten künstlichen Gegenstand aus, der den Fremden gehört hatte. Es war nicht mehr als eine zerbrochene Kathodenstrahlröhre, aber Anty betrachtete sie ehrfurchtsvoll. Er mußte daran denken, daß sie von einem fremden Gehirn konzipiert und gebaut worden war, und seine Mißstimmung war verfloren. Wie sollte er die Erregung und Spannung in seinem Innern beschreiben? Zwar erkannte er den Zweck dieses kleinen Gegenstandes, aber wie fremd war er ihm wiederum. Wie war es nun zu erreichen, daß jeder die Fremdartigkeit des Gegenstandes spürte, ohne dabei gleichzeitig Angst zu bekommen vor dem Unbekannten? Das mußte eines Tages erreicht werden, aber noch war es nicht soweit.

Im Innern des U-Bootes war es sehr eng, einfach weil zu viele Menschen an Bord waren. Allein die Hälfte des Raumes wurde durch die Transfax-Plattform eingenommen, dazu kam ein riesiger Computer, der den Betrieb des Gerätes überwachte. Der Rest der Kabine wurde ausgefüllt von Ram Singh und seinem fliegenden weißen Bart, und Falconetta, die wie immer bezaubernd aussah.

Als Counce eintraf, blieb er zuerst auf der Transfax-Plattform stehen und schwieg. Man hörte nichts weiter im Raum als das leise Summen des Propulsors und der Ventilatoren.

Während des erwartungsvollen Schweigens nestelte Counce das Audio-Video-Gerät vom Gürtel seiner Hose, das Basset nicht entdeckt und das natürlich alles übertragen hatte. Das war aber auch das einzige, was an dem Plan geklappt hatte.

Counce ließ sich auf den Rand der Plattform nieder und wog das Gerät nachdenklich in der Hand. „Wir müssen endlich herausfinden, was uns an seinem Psycho-Profil noch fehlt, Ram“, sagte er dann. „Hast du mir nicht versichert, daß er so erschrocken sein und mir deshalb keine Fragen stellen würde?“

Ram senkte den Kopf, als wolle er Counces Blick ausweichen. „Es gibt immer ein paar unberechenbare Faktoren — der größte ist, daß man nie weiß, wie jemand auf dein Erscheinen reagieren wird. Hoffentlich gibst du mir keine Schuld am Mißlingen des Planes, Said. Inzwischen, so meine ich, sollten wir von hier verschwinden, bevor Basset mit seinem Fluggleiter zurückkehrt. Noch umkreist er die Erde in sechshundert Meilen Höhe.“

Steif wandte sich der alte Mann den Kontrollen zu und veränderte den Kurs des Schiffes. Counce hingte den Gürtel an einen Haken und lehnte sich gegen die Wand.

„Das war nicht fair von dir“, sagte Falconetta und fuhr sich mit der Hand durch das schwarze, lange Haar, wobei ihr seidener Sari raschelte. Counce zuckte die Achseln.

„Du hast natürlich recht, Falconetta; tut mir leid. Ich bin aber nicht in der Laune, mich zu entschuldigen. Immerhin haben wir uns auf Ram verlassen, viel hängt von ihm ab ...“

„Genau; wenn jemand in der Galaxis einen praktikablen Plan ausarbeiten kann, dann er. Daß es nicht ganz geklappt hat, zeigt, wie sehr wir alle Basset unterschätzt haben, das liegt nicht allein an Ram. Er versteht so viel von angewandter Psychologie, daß ich mich manchmal frage, warum er nicht Beherrscher der Erde ist, statt Produzent für Video-Shows.“

„Du weißt genau, warum. Wie neunundneunzig Prozent aller männlichen Erdbewohner ist auch er in dich verliebt, und er würde niemals einen Diktator spielen, wenn du nicht an seiner Seite wärst. Und er hat allen Grund anzunehmen, daß du ablehnen würdest, oder?“

„Ja“, sagte Falconetta. „Aber ich bin so daran gewöhnt, daß sich alle in mich verlieben, daß es guttut, jemanden wie dich zu treffen, dem ich ziemlich gleichgültig bin.“

„Oh, hört man da den *Mensch* Falconetta?“ fragte Counce ein wenig spöttisch.

„Vielleicht“, antwortete die Frau. „In meinem nächsten Leben“, fuhr sie dann sinnend fort, „werde ich vielleicht mal ganz häßlich sein. Ich habe mich zu sehr daran gewöhnt, daß mein Aussehen alle Probleme für mich löst. Ich verlasse mich wohl zu sehr darauf.“

„Nein, das glaube ich nicht, du hast auch großartige Fähigkeiten. Warst du früher auch schon so hübsch?“

„Nein, nicht so. Zwar drehten sich ein paar Männer nach mir um, aber das, was ich jetzt erlebe, war ein Schock für mich.“

Counce nickte. „Der Übergang von einem Leben zum anderen ist immer ein Schock, aber je öfter man die Prozedur mitmacht, desto schneller gewöhnt man sich daran.“

Falconetta nickte. „Wie oft bist du schon gestorben? Ich glaube, ich habe dich noch nie danach gefragt.“

„Fünfmal“, sagte Counce leise, und sein Blick schien für einen Moment in die Unendlichkeit gerichtet, als versuche er sich zu erinnern. „Das erstemal ist immer das schlimmste.“

Falconetta fröstelte. „Das glaube ich. Bist du jemals zu Stätten deines früheren Lebens zurückgekehrt?“

„Nein, du?“ fragte Counce.

„Ich war einmal auf Shiva, wo ich geboren wurde. Dort sah ich mein eigenes Grab, aber das werde ich nie wieder tun. Es war schrecklich, als ich meinen eigenen Namen auf dem Grabstein las.“

Ram hatte die automatische Steuerung eingestellt und wandte sich jetzt um.

„Was haben wir eigentlich falsch gemacht?“ fragte er. „Wir haben alles auf dem Bildschirm verfolgt, aber es gibt Dinge, wie zum Beispiel die Atmosphäre eines Gesprächs, die nicht so gut übertragen werden.“

Counce machte eine hilflose Geste. „Ich glaube, wir haben übersehen, wie intelligent Basset wirklich ist. Mit intelligent meine ich, wie schnell er sich einer neuen Situation anpassen kann. Er stellt sich sofort auf neue Fakten ein.“

„Ich wünschte, wir könnten ihm alle Fakten sagen“, meinte Falconetta. „Er wäre der Mann, den wir brauchen.“

„Nicht ganz; ginge es nur um die Intelligenz, dann sicher. Es sind Stolz und Selbstherrlichkeit, die zu Schwierigkeiten führen, und von beidem hat Basset genug. Wir brauchen ihn und das, was er tun kann, trotzdem, und er braucht uns, obwohl er es nicht weiß und auch nicht zugeben wird. Auf keinen Fall dürfen wir ihm etwas sagen — paradox, nicht wahr?“

Ram holte tief Luft. „Ja“, seufzte er. „Wie viele intelligente Menschen, denkt er leider nur an sich. Wäre das ein Maßstab, würden wir drei ganz schön schlecht abschneiden.“

„Weil wir uns zuviel um andere Leute kümmern?“ fragte Falconetta.

„Genau. Überprüft man den Werdegang von Genies, so stellt man leicht fest, daß die meisten von ihnen Geschäftsleute oder Staatsmänner geworden sind. Intelligenz ist nichts anderes als gesunder Menschenverstand.“

„O nein“, widersprach Counce. „Gesunder Menschenverstand sollte Basset eigentlich von seinen Plänen abhalten. Er will alle besiedelten Planeten zu Duplikaten der Erde machen, und das ist sein gefährlicherer Wahn, denn so etwas ist nicht möglich. Die Bewohner von Ymir, Boreas, Astrea und den anderen Planeten sind zwar menschlich, aber keine Erdenmenschen. Könnt ihr euch vorstellen, daß diese Leute sich alle in ein Schema pressen lassen? Genau das hat Basset vor, und das Ergebnis wäre katastrophal.“



Falconetta überlief ein kalter Schauer. „Und doch ist er im Grunde kein bössartiger Mensch.“

„Er ist einfach zu unerfahren.“

Eine Robotstimme kündigte es ihnen an, und im gleichen Augenblick leuchtete auch schon die Transfaxkontrolle auf, als etwas in der Mitte der Plattform materialisierte. Stirnrunzelnd nahm

Counce ein einzelnes Blatt Papier auf und las die Nachricht darauf durch. Dann faltete er das Blatt zusammen und blickte die anderen an.

„Was wäre das Schlimmste, das uns; in Zukunft passieren kann?“ fragte er.

„Wenn Basset unser Angebot ausschlägt“, sagte Falconetta. „Immerhin weiß er jetzt, daß es jemanden in der Galaxis gibt, der über Materietransmitter verfügt, und das war unser größter Fehler seit Jahren. Welche Auswirkungen das auf seine Pläne haben wird ...“

„Auf jeden Fall schlimme“, sagte Counce, „Aber das ist es. nicht. Notfalls können wir ihn immer noch beseitigen. Ram?“

„Die Entdeckung Ymirs durch die Fremden“, sagte der alte Mann, und Counce nickte.

„Genau, diese Nachricht kommt von Wu auf Regis- die Fremden sind bereits auf diesem Planeten gewesen. Man hat Beweise dafür gefunden.“

„Schrecklich ...“, flüsterte Falconetta. „Dazu kommt noch, was Basset jetzt weiß ...“

„Du hast bereits eine Idee“, sagte Ram, der Counce lange gemustert hatte. „Said, du hast eines der besten Gehirne der Galaxis — was schlägst du vor?“

„Nun, als erstes muß Basset ungeduldig werden und versuchen, allein das Ymir-Problem zu lösen. Könnt ihr euch vorstellen, wie schnell er sich auf einer Ymiraner stürzen würde, wenn einer auf die Erde käme?“

„Wir haben hier bereits Ymiraner“, warf Falconetta ein. „Sie haben eine Botschaft in Rio, nur wenige Blocks von Bassets Hauptquartier entfernt.“

„Aber das sind die überzeugtesten und fanatischsten Leute, die man je gesehen hat. Bis auf Jaroslaw war bisher keiner imstande, mal selbst zu denken.“

„Wenn ich an die Ymiraner denke, so wünsche ich manchmal, wir ließen Basset einfach auf sie los“, sagte Ram.

„Sie sind ein Haufen frigider, nichtdenkender Dummköpfe, nicht wahr?“ sagte Counce. „Aber sehen wir es einmal so: Kein noch so gründliches Studium der Ymiraner von außen her wird eine Lösung des Ymir-Problems bringen. Basset glaubt sicher, daß, wenn er einem Ymiraner sämtliche Eindrücke, Gedanken und Erinnerungen aus dem Hirn nehmen kann, er dann alles weiß. Wenn er dann merkt, daß er nicht weiterkommt, so fragt er uns vielleicht um Hilfe.“

„Das wäre möglich“, sagte Ram. „Aber wie willst du Basset einen Ymiraner zuspielen?“

„Fragen wir Jaroslaw; wenn jemand das erledigen kann, dann er. Er berichtete letzts, daß die junge Generation auf Ymir nicht so verboht und fanatisch ist wie die alte. Wir müssen einen dieser aufgeschlossenen jungen Ymiraner zur Erde bringen, mit einem Linienschiff. Wenn Basset die Erinnerung an einen Transfax-Sprung findet, ist er natürlich sofort gewarnt.“

„Ist das nicht höchst unangenehm, für den Ymiraner?“

„Ja, Falconetta. Natürlich muß Jaroslaw eine passende Person finden. Jaroslaw wird der erste sein, den wir in Kürze bei uns aufnehmen. Versagt er, so werde ich ihm einiges zu sagen haben. Ich glaube, die Person, die er auswählt, wird mehr als entschädigt für das, was sie mitmachen muß. Wir werden diese Person dann bei uns aufnehmen.“

„Das ist fair“, sagte Falconetta. Counce sah zu Ram, und nach wenigen Sekunden nickte der alte Mann zustimmend.

„Gut, ich werde alles mit Jaroslaw besprechen“, sagte Counce und erhob sich. „Ram, kannst du mich von hier nach Ymir transfaxen?“

„Wenn die Energie auf diesem Schiff reicht, sicher. Es wird zwar den Propulsor ganz schön beanspruchen, aber es geht bestimmt.“

Counce verbeugte sich kurz vor den beiden, und Falconetta hob einen Arm, um ihm zum Abschied zuzuwinken. Counce wollte die Geste erwidern, aber mitten in dieser Bewegung fand er sich plötzlich unter einer anderen Sonne wieder ...

Nachdenklich musterte Basset seinen Stellvertreter Lecoq. Wir passen schlecht zusammen, dachte er, und wenn ich nur einen anderen Mann mit seiner Improvisationsgabe finden könnte, der sich nicht immer so furchtbar schnell erregt ... Er verdrängte den Gedanken — er hatte schon mehrmals nach einem Ersatz für ihn Ausschau gehalten, ohne ihn das natürlich wissen zu lassen. Lecoq hatte sich inzwischen unabkömmlich gemacht.

Basset hob eine Hand, um den Redefluß seines Vertreters zu unterbrechen.

„Setzen Sie sich erst einmal, Lecoq, stecken Sie sich eine Zigarre an, und hören Sie einen Augenblick zu. Wir müssen die Sache mit etwas mehr Abstand betrachten.“

„Abstand!“ protestierte Lecoq. „Wie können wir in dieser Situation daran denken, Abstand zu gewinnen.“

„Ich sagte: Schweigen und setzen“, wiederholte Basset gleichmütig; Lecoq gehorchte.

Jetzt aber schwieg auch Basset, während er ungewollt wieder über das Hauptproblem nachdachte. *Materietransmitter* ... Dieses Wort kehrte in seinen Gedanken immer wieder. Es bedeutete Transport aller Waren ohne Zeitverlust, ganz gleich wie groß ein Handelsimperium auch sein mochte, und wieviel mehr des sichtbaren Universums konnte, von den Menschen erschlossen werden!

Plötzlich wurde ihm klar, daß er Lecoqs Geduld zu lange strapazierte, und er wandte sich wieder an seinen zweiten Mann.

„Sie dürfen jetzt nicht durchdrehen, Lecoq“, sagte er dann. „Natürlich ist es immer unangenehm, zu entdecken, daß es eine Gruppe gibt, die nicht nur Mittel hat, mit denen sie für uns bisher nur hypothetische Apparaturen herstellen kann, sondern auch außerdem das Versagen eines Planes vorhersagt, den wir für narrensicher halten.“

„Unangenehm“, schnaufte Lecoq. „Das bedeutet, daß man mit uns Katz und Maus spielt!“

„Unsinn! Wenn diese Gruppe, wer immer es sein mag und von wo immer sie operiert, mächtig genug wäre, daß wir sie fürchten müßten, dann würde sie sich nicht vor uns verstecken. Offensichtlich möchte man aber im Hintergrund bleiben. Das bedeutet, daß man zwar ungeheure Ressourcen besitzt, sie aber nicht nutzen kann. Und es ist beruhigend zu wissen,

daß es ihnen nicht gelungen ist, versteckt zu bleiben. Bis gestern hörten wir nur Gerüchte über eine solche Gruppe, jetzt wissen wir, daß sie existiert. Ich schließe daraus, daß wir sie veranlaßt haben, aus ihrem Versteck zu kommen. Und das müssen wir noch einmal tun, und zwar bald.“

„Wie?“ grübelte Lecoq. „Wir kennen die Mitglieder nicht, wissen nicht, wo sie operieren. Ich habe mit unseren Experten gesprochen: Niemand ist in der Lage, festzustellen, von wo aus ein Materietransmitter betätigt wurde. So können wir sie also nicht orten.“

„Wie?“ wiederholte Basset. „Indem wir sie beim Wort nehmen und auf ihren Vorschlag eingehen, was Ymir betrifft.“

„Das kann nicht Ihr Ernst sein“, sagte Lecoq erschrocken. „Ymir! Das ist die letzte aller möglichen Welten, auf der die Lösung unseres Problems liegen könnte!“

„Immerhin hatten sie recht, was das Versagen auf Boreas betrifft, nicht wahr?“ sagte Basset. „Sie werden doch wohl nicht unsere Computer beeinflussen haben, um uns falsche Ergebnisse zu liefern. Nein, Boreas scheidet eindeutig aus. Das führt zu der Frage, ob wir überhaupt die richtigen Fragen gestellt haben. Diese Leute wissen jedenfalls ungeheuer viel, und sie wußten auch, wo ich landen würde und warteten mitten im Ozean auf mich ...“

„Da könnten sie einfach den Eintrittswinkel in die Atmosphäre extrapolieren und den Mann mit einem Transmitter dorthin gebracht haben, als wir landeten.“

„Das interessiert mich nicht. Wichtig ist, daß man mich auf der Erde erwartete, was wiederum bedeutet, daß man sehr gut über meine letzten Schritte informiert gewesen sein muß. Niemand außer uns wußte, daß wir nicht wie üblich in Rio landen würden. Das ist Punkt eins.

Zweitens: Sie wußten es im voraus, was unsere Computer erst später bestätigen konnten: Boreas ist der falsche Platz gewesen.

Drittens: Diese Leute haben auf Ymir hingewiesen, dort soll die Lösung unseres Problems liegen, und sie haben sich ziemlich viel Mühe gemacht, mir das mitzuteilen. Das kann bedeuten, daß sie bei mir eine Lösung suchen, die sie selbst noch nicht gefunden haben. Konsequenterweise...“

Basset lehnte sich zurück und starrte Lecoq an. „Konsequenterweise werden wir alles daransetzen, es selbst herauszufinden, mit allen Mitteln.

Diesmal werden wir unsere Fragen anders stellen. Was wissen Sie von Ymir, Lecoq?“

„Hm, Ymir ist bei weitem die kälteste und ungemütlichste der Kolonialwelten, und es wundert einen überhaupt, daß Menschen dorthin ausgewandert sind. Die Äquatorregionen sind bewohnbar, die Bevölkerung beträgt acht bis zehn Millionen, und jeder dort ist halb erfroren und verhungert. Aber die Bewohner behaupten, das zu mögen.“

„Nein“, explodierte Basset. „Sie geben nur vor, es zu mögen, sie ertragen das alles mehr oder weniger zähneknirschend. Ich habe mich mit Ymirs Geschichte etwas befaßt — hier ist ein Filmband, das ich Ihnen einmal vorspielen möchte. Sie liefern das jedem, der sich dafür interessiert.“

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß sich jemand für diesen Kühlschrank von Planeten interessiert.“

„In diesem Film wollen sie beweisen, wie zäh und ausdauernd sie sind.“

Basset legte den Film ein, und gleich am Anfang erschien eine Stadt in Großaufnahme. Man sah klotzige Bauten, grau in grau zwischen Eisbergen und schmutzigen Felsen, schwarzen Rauch über ein paar Schornsteinen, der verzweifelt versuchte, etwas schwarzen Kontrast zu der grellweißen Landschaft zu liefern. Man brannte dort Kohle und Öl.

„Wissen Sie, welche Stadt das ist?“

„Ja, die Hauptstadt Festeburg.“

„Stimmt, und warum heißt sie Festeburg? Die Bezeichnung stammt aus der ersten Strophe eines ihrer religiösen Lieder: *Ein feste Burg ist unser Gott*. Ich kann mir bessere Gründe für die Wahl dieses Namens denken, aber das ist die offizielle Version.“

Es folgten Aufnahmen der Gründungsväter der Kolonie, und man sah ausnahmslos wütende, verkniffene Gesichter bei Männern und Frauen.

Dann sahen sie, wie die ersten Siedler eine Messe zwischen ihrem Gepäck in der eiskalten, rauen Umgebung abhielten. Ihr Schiff, mit dem sie gekommen waren, hatten sie abgewrackt. Sie wollten jede Verbindung mit der sündigen, verderbten Erde abbrechen.

„Das hielten sie natürlich nicht durch“, sagte Basset. „Jetzt stellen sie ihre Kontakte mit der Erde so hin, als wollten sie uns von unseren Sünden befreien. Anfangs versuchten sie, ohne uns auszukommen, aber als ein paar tausend Kinder erfroren und verhungert waren, nahmen sie wieder

Kontakt mit uns auf, um Saatgut, widerstandsfähiges Vieh und so weiter zu kaufen. Sie behaupten, es wäre ekelerregend für sie, hier auf der Erde eine Botschaft zu unterhalten und täglich das luxuriöse, dekadente Leben zu beobachten. In Wirklichkeit nehme ich an, daß sie für Posten in dieser Botschaft Schlange stehen. Einmal, vor Jahren, wurde einer ihrer Leute, Jaroslaw Dubin, schwach und ließ sich mit uns ein. Man brachte ihn schnell zurück, bevor er seine Kollegen anstecken konnte. Das findet sich natürlich nicht in den offiziellen Angaben, versteht sich.

So nach und nach bröckelt ihr Glaube aber ab, der ihnen sogar verbietet, in einem für Menschen angenehmen Klima zu leben. Die alten Bewohner des Planeten würden sicher gern wieder alle Verbindungen mit uns abbrechen, nur ist ihnen das unmöglich — abgesehen davon interessiert es uns nicht im geringsten, ob sie das tun oder nicht.

Solange jedenfalls Kontakt zwischen uns und Ymir besteht, fragen sich die jungen Ymiraner bestimmt immer wieder, ob ihre Vorväter wirklich so stark gläubig und überzeugt waren, oder ob sie nur ein Haufen masochistischer Fanatiker waren, die es darauf anlegten, ihre und die Zukunft ihrer Kinder zu zerstören. Deshalb sind sie so eifersüchtig auf uns, auch wenn sie es nicht zugeben.

Ihnen etwa vorzuschlagen, Kolonisten von der Erde aufzunehmen, ist so sinnlos wie der Versuch, überhaupt jemanden zu finden, der dorthin möchte. Das bringt mich zu unserem Ausgangspunkt: Wir stellen nicht die richtigen Fragen, es sei denn, dieser Mann mit dem Transmitter hat uns nicht nur einen Köder hingeworfen, der uns ablenken soll, weil wir schon zu nahe der Lösung waren. Trotzdem werden wir es auf Ymir versuchen, und wenn wir dort alles auf den Kopf stellen müssen, bis wir etwas Brauchbares finden. Okay, Lecoq, das ist Ihre Aufgabe, es kann sofort losgehen!“

## 6.

Enni Zatok lebte in einer der fünf Städte des Planeten Ymir. Der Grund für diese geringe Zahl lag einfach darin, daß eine zentrale Heizung für jede Stadt natürlich wertvolles Öl und Kohle sparte, zudem sorgte die gedrängte Ansammlung vieler Menschen gleichzeitig dafür, daß die Durchschnittstemperatur um einige Grade stieg.

Auf Ymir lebten ungefähr zehn Millionen Menschen. Es hatte drei Jahrhunderte gedauert, bis diese Zahl erreicht worden war, denn die Kindersterblichkeit war sehr hoch, und die Erwachsenen konnten nur kleine Familien ernähren.

Enni Zatok aber hatte schon Menschen gesehen, die nackt unter einer gelben, warmen Sonne herumliefen, die an einem blauen, strahlenden Himmel stand. Sie hatte die Bewegungsfreiheit dieser Menschen mit der ihren verglichen, die unter mehreren Schichten schwerer Kleidung natürlich stark eingeschränkt wurde. Und sie hatte noch etwas gesehen: Die Menschen in den Filmen und auf Bildern badeten in einer glitzernden, schäumenden See, die nicht mit den schmutzig-grauen Ozeanen am Äquator Ymirs zu vergleichen waren. Sie konnte kaum glauben, daß es sich in beiden Fällen um Wasser handelte.

Sie hatte diese Bilder von der Erde zum größten Teil in Magazinen gesehen, die Jaroslaw Dubin ihr gezeigt hatte. Den stärksten Eindruck aber hatte das erste Bilderheft von der Erde bei ihr hinterlassen.

Jaroslaw Dubin war verrufen und berüchtigt auf Ymir, wie es bisher noch niemand gewesen war. Niemand sprach offen über ihn, und man änderte sofort das Gesprächsthema, wenn es auf ihn zu kommen drohte. Manchmal aber machten Eltern den Fehler, ihren Kindern als warnendes Beispiel von Jaroslaw Dubin und den Fleischtöpfen der Erde zu erzählen, deren Versuchung er erlegen war und womit er die Rettung seiner Seele verspielt habe. Natürlich führte das dazu, daß unter Kindern und Jugendlichen heimlich über ihn gesprochen wurde.

Einmal hatte ein Schulkamerad Enni anvertraut, daß er schon bei dem Ausgestoßenen Jaroslaw Dubin gewesen sei Und daß dieser Sünder in Wahrheit der freundlichste, glücklichste und sympathischste Mensch auf ganz Ymir sei. Enni bedrängte den Jungen, und schließlich gestand er, daß er von Jaroslaw schon einmal ein Magazin erhalten hätte, in dem alles über den sündigen Luxus stand, der auf der Erde getrieben wurde, den aber noch niemand selbst gesehen habe.

Enni sah sich die Bilder selbst an und fragte sich, wie solche fröhlichen Menschen Sünder sein konnten? Sünde war etwas Schmutziges, Gräßliches, aber diese Menschen waren sauber, fröhlich und freundlich.

Sie bat den Jungen, ihr das Magazin einmal zu leihen, und weil selbst auf Ymir nicht alle Gesetze der menschlichen Natur ganz unterdrückt

werden konnten — Enni hatte helle, blonde Haare und strahlend blaue Augen —, gab der Junge ihr den Bildband.

Enni machte den Fehler, sofort zu Hause auf ihr Zimmer zu laufen, und mißtrauisch kam ihr Vater und sah nach. Zuerst bestrafte er sie mit einer Wortkanonade, dann zerriß er das Heft, und schließlich ließ er Enni nackt für eine Nacht in ihrem Zimmer. Ihr Körper lief blau an vor Kälte, hinzu kamen Hunger und Durst, womit sie für ihre verderbliche Tat büßen mußte.

Manches hatte sich wie mit Feuerzeichen in diesen Stunden in Ennis Hirn eingebrannt. Mehrmals hörte sie die Schritte ihrer Mutter vor der Tür, als wollte sie nach ihrer Tochter sehen, aber es kam niemand. Das hatte Enni schließlich noch in ihrem Entschluß bestärkt.

Später sprach ihr Vater nie wieder über diesen Vorfall, schon gar nicht zu jemandem außerhalb der Familie, denn das wäre als Versagen seiner Erziehung angesehen worden. Enni war froh darüber, und sie gehorchte nach außen weiter ihren Eltern, während es hinter ihrer blassen Stirn arbeitete.

Sie brauchte ein Jahr, bis sie das verwirklichen konnte, was sie sich immer und immer wieder überlegt hatte; es kam ihre Chance, ihre Eltern zu betrügen, zu belügen. Warum sollte sie auch weiterhin Menschen vertrauen, die sie nicht für lebendig, sondern für lebendig begraben ansah?

In der Zwischenzeit wurde natürlich in der Schule und mit Freunden über die Erde und über Jaroslaw Dubin gesprochen. Die einen sagten, er habe bestimmt recht, da er als einziger Mensch bisher auf der Erde gewesen war und darüber berichtet hatte. Andere meinten, Jaroslaw könnte nicht recht haben, denn er stehe als einziger gegen die gesamte Gesellschaft. Enni hörte sich das alles an, während ihr Entschluß schon lange feststand.

Eines Nachts schließlich, als sie eine Freundin gebeten hatte, ihr ein Alibi zu verschaffen, ging sie zu Jaroslaw Dubin. Es war kaum überraschend für sie, vier Klassenkameraden dort anzutreffen.

Die älteren Bewohner Ymirs hätten Jaroslaw natürlich lieber heute als morgen gevierteilt und verbrannt, aber sie durften ihm nichts tun. Jaroslaw Dubin hatte die Reise zur Erde und zurück dazu benutzt, Freundschaft mit dem Kapitän seines Schiffes zu schließen. Bei der Rückkehr nach Ymir behauptete der Kapitän des Schiffes, daß Jaroslaw Dubin der



einzig halbwegs vernünftige Mensch sei, den er bisher von diesem Kühlschranks, wie man den Planeten allgemein nannte, getroffen habe. Er wollte, daß Jaroslaw zukünftig sein Agent auf Ymir sei. Er selbst weigerte sich, sich weiter mit den griesgrämigen Ymiranern herumzuschlagen.

Natürlich lehnte man das ab, was sich aber schnell änderte, als das nächste Frachtschiff sich weigerte, zu entladen, wenn nicht Jaroslaw als Agent fungierte.

Die Ymiraner schalteten auf stur, aber der Kapitän ließ sich auf nichts ein, nahm seine Fracht wieder mit und startete. Drei weitere Schiffsladungen gingen so verloren: Das war offene Erpressung, aber den Ymiranern blieb nichts anderes übrig, als zähneknirschend klein beizugeben.

Man haßte Jaroslaw Dubin weiter, aber er wurde geduldet. Er mußte allein in einem Haus wohnen, aber mit allen Vorteilen, die ihm seine Verbindungen zur Erde verschafften. Fluchend wurde den Älteren klar, daß sie hier eine Ein-Mann-Verschwörung unter sich hatten, gegen die sie nichts tun konnten. Man erwog sogar, Jaroslaw zu töten, um der gerechten Sache willen, aber die Tatsache blieb, daß die Händler gut ohne Ymir auskommen konnten, die Ymiraner aber dringend auf Lieferungen aus dem All angewiesen waren.

Jaroslaw besaß das einzige ausreichend beheizte Haus auf Ymir, und es stand rund eine halbe Meile von der Stadt entfernt auf freiem Feld; darauf hatten die Ymiraner bestanden. Aber jetzt war es dunkel, und Enni huschte schnell hinüber zu dem Haus. Sie stand wie verzaubert zwischen den teuren, guten Möbeln, den fremden Gerüchen, unter all der Helligkeit. Aber das Großartigste waren die Gespräche mit Jaroslaw über die Erde, über Boreas, Astrea und Kung-Fe-tse, wo die Menschen bequemer und schöner lebten als hier.

Lächelnd saß Jaroslaw in seinem Sessel und leitete die Diskussion. Er selbst sprach nicht viel, aber hin und wieder griff er führend mit kurzen Bemerkungen in die Diskussion ein. An diesem ersten Abend sagte Enni nichts, sondern hörte zu. Später dann beteiligte sie sich an den Gesprächen, und manchmal war sie Jaroslaws einziger Gast; mehrmals traf sie auch befreundete Raumfahrer bei ihm, aber meist bestand der Kreis aus jungen Leuten.

Bei ihrem dritten Besuch gab Jaroslaw ihr lächelnd ein Kleid von der Erde, das sie während des Aufenthalts in seinem Haus tragen konnte;

dieses Kleid wartete dann bei jedem Besuch auf sie — niemals hätte sie es zu Hause verstecken oder gar anziehen können.

Nach einiger Zeit hoffte sie, Jaroslaw allein anzutreffen, wenn sie ihn besuchte, aber er nutzte die Situation niemals aus, im Gegenteil. Es kam ihr so vor, als sei er traurig, wenn er nur einen Gast hatte. Er wollte seine Ideen bei möglichst vielen jungen Menschen verbreiten und sie gären lassen — wie Hefe in einem Teig.

Aber was hatte er davon?

Die große Gefahr, daß diese Diskussionsabende einmal entdeckt wurden, bestand, und Enni war überzeugt, daß niemand betroffener und trauriger darüber sein würde, wenn die Kinder dafür zu büßen hätten, als Jaroslaw.

Das aber bestätigte Enni nur immer wieder die Richtigkeit ihres Entschlusses, zu ihm zu gehen. Die Tatsache aber, daß Jaroslaw, und das konnte er nur auf der Erde gelernt haben, sich genauso um das Schicksal seiner Mitmenschen wie um sich selbst kümmerte, war das Erstaunlichste an seinem ohnehin schon erstaunlichen Charakter. Enni sprach ihn eines Abends daraufhin an, und noch lange grübelte sie über seinen nachdenklichen Blick, mit dem er sie angesehen hatte.

Erst viel später verstand sie, was in diesen Minuten in ihm vorgegangen war.

## 7.

Natürlich ließ es sich nie ganz vermeiden, daß auch die älteren Bewohner Ymirs Jaroslaw hin und wieder in seinem isolierten Haus besuchten, und jedesmal, wenn sie bei ihm waren, wurden sie neidischer auf ihren ungeliebten Nachbarn, denn es gab immer wieder etwas Neues, das er seinem so schon relativ großen Luxus hinzugefügt hatte. Mal ein Bild, ein Teppich, seltene Genüsse von fremden Welten. Anfangs hatte man gegen diese Lieferungen protestiert, aber mehr war nicht dabei herausgekommen.

Es kam also selten vor, daß er Besuch hatte, und noch seltener war jemand da, dem seine Umgebung vertraut war. Kamen solche Besucher, so traten sie dabei buchstäblich durch die Wand. An einer Seite seines Wohnzimmers war ein Alkoven ausgespart, zu dem ein paar verdeckte

Kabel führten, die mit einem kleinen Atomgenerator im Keller des Hauses verbunden waren. Für eine Transfax-Plattform brauchte man ungeheure Energien.

Jaroslav saß und las, als das Transfaxsignal anschlug: eine Nachricht, eine Sendung Bücher oder Nahrungsmittel — er erhielt diese Dinge meist auf diesem Weg. Als er die Tür zu der Kabine öffnete, war er überrascht, einen Menschen zu sehen.

„Said Counce! Was, bei allen Göttern, bringst dich zu mir? Komm, nimm Platz.“

Counce nickte und trat aus der Wand heraus. Er trug immer noch nichts weiter als seine Schwimmshorts, die er schon bei Basset angehabt hatte. Er setzte sich in einen Sessel und musterte ein paar Minuten schweigend Jaroslaws Einrichtung: die unzähligen Bücher, das dreidimensionale Bild der Galaxis mit allen bewohnten Planeten, das eine ganze Wand einnahm, dazu Land- und Raumkarten. Counce akzeptierte ein Glas Wein und wandte sich an seinen Gastgeber.

„Jaroslav, was hast du in letzter Zeit für uns getan?“

„Informationen verbreitet, und das wie immer unter den schwierigsten Bedingungen. Aber die Arbeit zahlt sich aus. Ich wünsche manchmal, ich wäre nicht allein auf diesem Planeten, dann könnten wir noch mehr erreichen.“

„Das wünschen wir auch, aber solange wir dafür keinen stichhaltigen Grund haben, werden die Älteren es hier ablehnen. Das ist ein seltsamer Zug menschlicher Psyche, daß ein Außenseiter geduldet wird, mehrere aber sofort der Subversion und des Aufruhrs verdächtigt werden. Deine Aufgabe ist es, als gefährlicher Bazillus im Fleisch der Ymiraner zu wirken. Ich habe den Eindruck, man hat dich ziemlich gut isoliert.“

Jaroslav blinzelte. „Ich habe unter den hiesigen Umständen getan, was überhaupt möglich ist. In den letzten fünf Jahren habe ich Tausende von Büchern und Magazinen unter den Menschen hier verbreitet, es kommen regelmäßig junge Besucher zu mir, und viele von ihnen wagen es inzwischen sogar, mich auf offener Straße anzulächeln.“

„Wir stehen vor einer verzweifelter Situation, und wir müssen Risiken eingehen. Warum, zum Beispiel, hast du uns bisher noch keinen Rekruten vorgeschlagen?“

„Weil ich den meisten Erfolg bei den Jugendlichen so zwischen vierzehn und achtzehn habe. Die Konditionierung funktioniert hier verteuftelt gut; sind die jungen Leute erst einmal achtzehn, ist nicht mehr viel zu machen. Hast du so schlechte Nachrichten, Said?“

„Ja.“ Counce setzte sein Glas ab und erhob sich. „Die Fremden sind auf Regis gewesen, und zwar vor uns. Vielleicht wollen sie dort eine Kolonie errichten. Wir stehen jedenfalls unter Zeitdruck.“

Er deutete auf einen bestimmten Punkt der Raumkarte an der Wand. „Dort ist Regis, Jaroslaw, und hier liegt Ymir. Welten wie Ymir suchen die Fremden. Sie haben einen hohen Sauerstoffgehalt, sind kalt, praktisch unbelebt, also perfekt für sie. Das Schlimmste, was uns passieren könnte, ist, daß sie jetzt zufällig auf Ymir stoßen. Wenn sie schon bis Regis gekommen sind, müssen wir auch hier mit ihnen rechnen.“ Er wandte sich wieder um. „Nun?“

„Die Arbeit hier ist wie das Waten in tiefern Morast. Dutzende Male hatte ich schon ein Auge auf potentielle Kandidaten geworfen und mußte dann von einer Woche zur anderen feststellen, daß ihre Ablehnung gegen starre Denkschemata und Verhaltensnormen der Alten durchlässig ist und daß sie aufgeben. Über Nacht werde ich von einem guten Freund zu einem Gesandten des Teufels. Du verlangst einen potentiellen Kandidaten von mir, und ich kann wirklich ehrlich nur ein siebzehnjähriges Mädchen empfehlen. Aber sie ist vermutlich noch zu jung für unsere Zwecke.“

„Wir müssen sie nehmen“, sagte Counce grimmig. „Wer ist sie?“

„Sie heißt Enni Zatok, ihr Vater arbeitet in der Energiestation, er ist dort leitender Aufseher, glaube ich. Er ist fanatisch gläubig und wird vermutlich in den nächsten zehn Jahren zum nächsten Posten aufrücken. Das Mädchen kommt aus eigenem Antrieb seit einem Jahr zu mir, ich glaube, sie hat gute Chancen.“

„Sie ist unsere einzige Chance“, sagte Counce. „Du mußt sie so schnell wie möglich zur Erde bringen, mit einem Linienschiff, das ist sehr wichtig. Wenn sie dort angekommen ist, werden wir arrangieren, daß Basset auf sie aufmerksam wird und sie kidnappt. Er wird alle erreichbaren Informationen aus ihr herauspressen.“ Er erklärte kurz, wie er zu diesem Entschluß gekommen war.

Jaroslav pfiff durch die Zähne. „Klingt, als ob wir eine Chance bekommen sollten.“

„Ja, wir müssen es unbedingt versuchen. Kannst du alles einleiten?“

„Einen Augenblick, ich muß nachdenken.“ Jaroslav lehnte sich zurück.

Counce wartete geduldig eine Minute, dann sprang Jaroslav auf und ging zu seinem Schreibtisch, um in einigen Aufzeichnungen zu blättern.

„Hat es acht Tage Zeit?“

„Das Mädchen von hier wegzubringen? Keinesfalls.“

„Sie zur Erde zu bringen, meine ich. Sie könnte mit der *Amsterdam* fliegen -Kapitän Leeuwenhoek war der Mann, der mich von der Erde hierherbrachte. Er ist mein bester Freund unter den Raumfahrern. Die Erde liegt zwar diesmal nicht auf seiner Route, aber es wird ihm nichts ausmachen.“

„Gut“, sagte Counce. „Sonst noch etwas?“

„Großer Gott, ja! Ich habe Enni zwar ziemlich davon überzeugen können, daß auf der Erde nicht nur unglaublich grausame und böse Menschen wohnen, aber ich bezweifle, ob sie ihre Verbindung zu Ymir freiwillig abbricht. Auch sie steht ständig unter der Konditionierung ihrer Familie. In ihrem Unterbewußtsein wird ihr Vater immer noch eine gottähnliche Gestalt sein. Ich werde ihr erheblich drohen müssen, um sie zur Mitarbeit zu bewegen.“

„Schon eine Idee, wie?“

„Sie besucht mich schon lange heimlich, und ich könnte ihr sagen, daß ihre Eltern es entdeckt haben und aus ihr ein Geständnis herausprügeln wollen, ich hätte sie verführt. Das würden sie übrigens auch glatt tun, wenn man es zuließe. Ich sah einmal, wie man einen Aufsässigen nackt mit einer Peitsche durch die Straßen jagte: Er hatte dreimal hintereinander bei den Gottesdiensten gefehlt. Ich mußte mich schwer beherrschen, nicht einzugreifen. Das ist die Hölle hier, Said!“

„Natürlich ist es das, und diese Erkenntnis steht ja hinter unserem ganzen Plan: Der Planet ist nicht für menschliche Besiedlung geeignet.“ Counce sann einen Augenblick. „Könntest du sie an Bord der *Amsterdam* bringen, bevor man sie vermißt?“

„Bestimmt, das kann Enni selbst besorgen. Sie verschafft sich für zwei oder drei Stunden ein Alibi, um zu mir zu kommen, wie sie es immer macht, und wenn ihre Eltern es dann überdrüssig sind, länger auf sie zu

warten, ist sie bereits weg. Ich nehme an, es vergehen noch ein oder zwei Stunden, bevor man nach ihr suchen wird.“

Counce sah Jaroslaw lange und nachdenklich an. „Jaroslaw, mir scheint fast, daß du dich von diesem Planeten unterkriegen läßt. Die Ymiraner lassen sich von Haß und Angst treiben, aber wie auch immer, du bist einer von ihnen. Sie sind Menschen, und du bist es auch. Wenn du das einmal vergißt, bist du ein Versager. Wir hatten schon öfter Versager, und sie müssen unbedingt beseitigt werden, bevor sie unberechenbar werden. Ich drohe dir nicht, nur denke einmal darüber nach.“

Jaroslaw lächelte müde. „Keine Angst, Said, ich weiß, wovon ich spreche. Ich glaube, ich weiß besser als jeder Fremde, und wenn er sich noch so gut einfühlen kann, was hier auf diesem Planeten nicht stimmt. Was wir hier brauchen, ist eine Möglichkeit, junge Menschen unbeeinflusst einer anderen Umgebung auszusetzen. Enni wird dieses Glück haben; du nimmst sie doch voll auf, wenn die Sache mit Basset vorbei ist?“

„Natürlich, das hat sie sich dann auch verdient.“

Jaroslaw nickte. „Sie wird erfahren, was geschehen ist, sie wird wieder zu einem normalen Menschen werden. Leider ist sie aber die einzige.“

„Dann mußt du das organisieren, dazu bist du ja da! Entführe gleich eine ganze Gruppe junger Leute, verfrachte sie auf ein Raumschiff. Hole sie mit dem Transfax aus ihren Betten, wenn es sein muß. Betäube sie, und lasse sie auf Kung-Fe-tse, Shiva oder Zeus wieder zu sich kommen. Würden die Raumfahrer mitspielen?“

„Unwahrscheinlich; wir brauchen auch Leute unter den Raumschiffsbesatzungen.“

„Um diese Leute brauchen wir uns nur nebenbei zu kümmern. Sie sind Menschen, die heute hier, morgen dort sind, auf allen Welten herumkommen, und wenn alle Menschen so tolerant wären wie sie, wären wir schon ein schönest Stück weiter.“

„Aber könnten wir nicht Leute wie Leeuwenhoek rekrutieren?“

„Ja, versuche es, wenn er hier ist. Willigt er ein, schicke ihn nach Regis, ich verständige Wu, daß er kommt.“

Counce trank seinen Wein aus. „Ich muß jetzt weiter, Jaroslaw, und dafür sorgen, daß ein gewisses ymiranisches Mädchen auch in die ‚richtigen‘ Hände! fällt, wenn es auf der Erde ankommt. Wir brauchen auch ein

paar Leute im, Hafen, die für uns arbeiten. Du siehst; auch wir haben viele Probleme und Aufgaben. Bis später!“

Sie lächelten sich noch einmal zu, dann war Counce wieder verschwunden.

## 8.

Enni bemerkte natürlich sofort das weiße Stück Papier auf ihrem Bett, als sie ihr Zimmer betrat. Sie nahm den Zettel und erkannte sofort Jaroslaws Handschrift. Mit einem würgenden Gefühl im Hals las sie:

*Enni, du und ich, wir sind in großer Gefahr. Komm, heute abend zu mir, Jaroslaw.*

Die Angst, eines Tages entdeckt zu werden, war schon seit Monaten zu ihrem ständigen Begleiter geworden, und Enni fragte sich jetzt, wie diese Nachricht wohl in ihr Zimmer gekommen sein mochte; ob es vielleicht eine Fälschung war? Wollte man sie provozieren und dann zu Geständnissen zwingen? Gott sei Dank hatte sie noch nicht ihre Straßenkleidung abgelegt, und so wandte sie sich um und lief wieder hinaus.

Ihre Mutter war in der Küche und hatte sie noch nicht gesehen, ihr Vater hatte heute Spätschicht, und mit etwas Glück konnte sie bei Jaroslaw sein, bevor man sie vermißte.

Wie immer begrüßte Jaroslaw sie an der Tür. Sonst führte er sie in den kleinen Vorraum, wo sie sich umziehen konnte; heute ging er mit ihr direkt ins Wohnzimmer. Dort saß ein Fremder.

Vor Nervosität und Hitze Schwitzend, stand Enni vor den beiden Männern und wollte endlich erfahren, was das für eine Gefahr sei, von der Jaroslaw geschrieben hatte. Der Fremde musterte das Mädchen nachdenklich. Das Schweigen wurde unerträglich.

„Enni“, sagte Jaroslaw schließlich, „das ist Kapitän Leeuwenhoek. Er ist ein guter Freund von mir und kann uns vor dem bewahren, was uns bedroht.“

Leeuwenhoek lächelte und nickte mechanisch.

„Die Lage ist so“, fuhr Jaroslaw fort, „die Alten haben herausgefunden, daß du mich hier immer besuchst. Man plant, dich heute nacht zu Hause festzuhalten und so lange zu schlagen, bis du zugibst, daß ich dich bei diesen Besuchen verführt habe.“

Enni errötete, und noch mehr Schweiß brach ihr aus allen Poren. „Aber das stimmt doch nicht!“ protestierte sie.

Jaroslaw sah sie nur an, und sie fügte erregt hinzu: „Der Ältestenrat wird doch nicht lügen, nur um mich bestrafen zu können!“

Der Raumfahrer räusperte sich. „Fräulein, bei allem Respekt vor dem Ältestenrat dieses Planeten, aber er ist überall in der Galaxis als Lügner bekannt. Sie können jeden fragen, der mit ihm Geschäfte macht. Man lügt dort so sehr, daß man schließlich selbst an das glaubt, was man sich nur einredet.“

„Es ist keine wirkliche Lüge“, warf Jaroslaw ein. „Diese Menschen können leider immer nur das Schlimmste von anderen denken, weil sie selbst zu allem fähig sind. Sie vermuten, daß ich dir etwas Böses angetan habe, und man würde dich schlagen, bis du gestehst, daß es so war. Man sucht ja schon lange nach einer Möglichkeit, mich auszuschalten.“

Sie schwiegen ein paar Sekunden, und schließlich brachte Enni unter Tränen hervor: „Aber was können wir tun, Jaroslaw?“

„Es gibt nur eins“, sagte Jaroslaw hart. „Du mußt dich dem Einfluß der Alten entziehen.“

„Aber wie? Ich kann nirgends hinkommen, wo man keine Fragen stellt, und schließlich würde die Nachricht auch dorthin gelangen.“

„Natürlich nicht auf Ymir“, sagte Jaroslaw. „Du sagtest selbst einmal, du möchtest gern andere Welten sehen, Enni. Jetzt bekommst du diese Chance. Die *Amsterdam* startet in zwei Stunden, und du brauchst nur an Bord zu gehen.“

Ennis Augen wurden groß und weit vor Angst. „Ich kann es nicht ...“, flüsterte sie.

„Du mußt“, beharrte Jaroslaw. „Sonst kannst du nur hier auf die Polizei warten, die dich abholen wird, um dich zu quälen, bis du ein Geständnis ablegst. Du hast bestimmt schon einmal Ketzer gesehen — du weißt, was mit ihnen geschieht.“

Ja, sie wußte es. Sie wußte, wie man Ketzer verhörte, während die Zuschauer immer lauter und lauter fromme Gesänge sangen, um die Schreie der Opfer zu ersticken. Trotz dieser Erfahrungen konnte sie den Einfluß Ymirs nicht so einfach ignorieren, obwohl alle Eindrücke und Erfahrungen, die sie durch Jaroslaw gewonnen hatte, dagegen ankämpften. Weit hinten in ihrem Hirn meinte sie eine leise Stimme zu hören, die ihr vor-



warf, daß sie die Strafe verdient hätte, daß das nur gerecht wäre, da sie ihre Eltern belogen habe. Es geschähe ihr ganz recht, und jetzt müsse sie sich von den Sünden reinigen, um noch einmal eine Chance zu bekommen.

Als Leeuwenhoek gesagt hatte, daß ihre Leute zu den bekanntesten Lügnern der Galaxis gehörten, hatte das durchaus ehrlich geklungen, und wenn sie ihn so ansah, konnte sie nicht glauben, daß er log.

Ihre Gedanken wirbelten immer schneller durcheinander, die Hitze nahm immer mehr zu, und plötzlich verschwamm ihr Blick, sie rieb sich verzweifelt über die Augen und versuchte, sich aufrecht zu halten.

Aber sie fiel, und bevor sie noch ohnmächtig aufschlug, hörte sie noch Jaroslaws Stimme, der sagte: „Gut, sie ist ohnmächtig geworden.“

Bevor sie darüber nachdenken konnte, umfing sie abgrundtiefe Schwärze.

„Wie geht es dir?“

Sie hörte eine Frauenstimme, und verwundert lauschte sie dem Klang dieser Stimme, die sie zwar verstehen konnte, die ihr aber trotzdem fremd war.

Natürlich, Leeuwenhoek und andere Raumfahrer, die sie bei Jaroslaw getroffen hatte, sprachen diesen Dialekt. Sie öffnete die Augen und sah eine braunhaarige Frau neben ihrem Bett.

„Sind Sie Mrs. Leeuwenhoek?“

„Nein, ich bin nur der Bordarzt“, sagte die Frau lächelnd. Sie trug einen weißen Kittel, und in den Taschen steckten glitzernde Instrumente. „Das ist die erste Frage, die du seit Tagen stellst, und es müßte dir eigentlich bessergehen.“

Ennis Herz klopfte. Sie lag in einem Bett, das viel weicher war als ihr eigenes. Die Luft war warm, und sie war nur mit einer leichten Decke bedeckt. In diesem Augenblick bemerkte sie, daß sie keine Kleider trug, und errötend zog sie die Decke bis zum Hals hoch, obwohl sie sich einer Frau gegenüber sah.

„Du weißt, wo du dich befindest?“ fragte die Ärztin.

Enni nickte. Sie wußte: Sie befand sich an Bord eines Schiffes, eines Schiffes, das sie von den Schrecken Ymirs forttrug, und ihre Gedanken waren in diesem Augenblick klar wie Wasser.

„Was ist geschehen?“ fragte sie leise.

„Du bist in Jaroslaw Dubins Haus ohnmächtig geworden, dann hast du eine fiebrige Erkrankung durchgemacht. Du warst vier Tage bewußtlos, aber das ist jetzt alles vorbei.“

Die Ärztin klopfte beruhigend auf den Bettrand. „Du wirst dich noch etwas schwach fühlen, aber wir werden dich, gut pflegen, und bald fühlst du dich wieder pudelwohl.“

Die Frau zögerte einen Augenblick und sagte dann: „Wie fühlst du dich Enni? Ich meine, wie stehst du zu dem, was geschehen ist?“

„Über mein Fortgehen von Ymir? Ich sollte wohl Reue und Schuld spüren, aber keines von beiden ist der Fall.“

„Das liegt daran, daß du ein paar Beruhigungsspritzen während deiner Erkrankung bekommen hast. Die Wirkung wird bald nachlassen.“

„Fühle ich mich dann anders?“ fragte Enni erstaunt.

„Oh ja, ganz anders. Ich ... ich sollte es vielleicht nicht sagen, aber du solltest dich trotzdem immer noch glücklich schätzen. Ich habe gehört, was du im Traum immer wieder geschrien hast. Wie alt bist du, Enni? Fünfzehn?“

„Fast achtzehn“, sagte das Mädchen indigniert. Die Ärztin überhörte das und fuhr fort:

„Das ist auch nicht viel besser. Ymir muß eine Hölle sein, wenn man dort den Kindern die Köpfe mit solch böartigem Unsinn vollstopft, den du während des Fiebertraums von dir gegeben hast. Die Galaxis wäre besser dran, wenn es solche Menschen nicht gäbe. Sie sind schlimmer als Krankheitserreger.“

„Ich verstehe nicht“, sagte Enni und runzelte die Stirn. Sprach die Frau von den Ymiranern?

Die Ärztin lächelte und strich ihr übers Haar. „Ruhe dich aus, Kleine. Du wirst es bald verstehen.“

Kleine! dachte Enni verärgert. Sie selbst hatte sich noch nie so eingeschätzt, aber immerhin, so wurde ihr klar, war die Ärztin bestimmt dreißig Zentimeter größer als sie und trotzdem immer noch kleiner als Jaroslaw.

Mit größter Bestürzung hörte sie kurze Zeit darauf, daß die Ymiraner, durch ihre schlechte Ernährung und das grausame Klima bedingt, zu den Zwergen der Galaxis gerechnet wurden.

## 9.

Lange Zeit danach erinnerte Enni sich noch an das Nachlassen der Wirkung der Beruhigungsspritzen. Wie Wasser in einen Tank begannen Spannung und Erwartung in sie zurückzuströmen. Man brachte ihr Nahrung und Kleidung, beides erregend und fremd für sie. Auf Ymir hatte die Kleidung außer dem Schutz vor Kälte hauptsächlich die Funktion gehabt, den Körper zu verbergen, und unbewußt kleidete Enni sich auch auf dem Schiff nach dieser Gewohnheit. Wohl hatte sie bei Jaroslaw bereits leichte Kleider getragen, aber dort war es mehr aus kindlicher Neugier gesche-

hen. Hier waren fremde Menschen, hier wurde ihr klar, daß dies immer so üblich war, und das erschreckte und verängstigte sie mehr und mehr.

Schüchtern lehnte sie kurze Röcke und durchsichtige Saris ab, und sie entschied sich für einen pyjamaartigen, hochgeschlossenen Anzug von Kung-Fe-tse.

Dann folgte sie der Ärztin durch die Korridore des Schiffes.

„Wir gehen jetzt zu Kapitän Leeuwenhoek auf die Brücke“, sagte die Ärztin. „Er hat nach dir gefragt.“

„Wohin geht die Reise eigentlich?“ fragte Enni scheu, während sie hinter der Ärztin her eilte.

„Wohin? Nun, wir sind schon lange unterwegs und gerade angekommen, mein Kind. Du warst vier Tage bewußtlos, wie ich dir schon sagte. Wir sind bereits gelandet.“

Diese Nachricht traf Enni erst jetzt mit voller Wucht. Sie hatte vier Tage ihres Lebens verloren! Wie im Traum lief sie hinter der Ärztin her; hin und wieder begegneten ihnen Besatzungsmitglieder, die freundlich grüßten.

„Wir hatten eigentlich nicht vor, zur Erde zu fliegen“, erklärte die Ärztin. „Aber Jaroslaw Dubin ist ein guter Freund des Kapitäns, und wir kennen ihn alle schon lange. Er ist ein guter Mann. Wir taten ihm den Gefallen und flogen zur Erde.“

Die Erde!

Der Inbegriff aller Träume Ennis: ein Planet, auf dem man sich frei und ungezwungen bewegen konnte, und sie befand sich bereits dort! Die Erde, aber auch Quelle allen Übels, Sündenbabel, der berüchtigste Planet der Galaxis, zumindest für die Ymiraner. Die Heimatwelt, die die Gründungsväter in Groll und Haß verlassen hatten — das lernten die Schüler auf Ymir, sobald sie sprechen konnten.

„Hallo, Enni!“ rief Kapitän Leeuwenhoek von seinem Platz vor den Kontrollen, als Enni mit der Ärztin eintrat, aber das Mädchen hörte es gar nicht, denn sie wurde von einem großartigen Eindruck völlig überwältigt.

Man hatte die Luken der Zentrale geöffnet, und durch die Sichtfenster sah man draußen das Meer, hörte, wie Wellen sanft gegen das Schiff schlugen. Man war auf dem Wasser niedergegangen, und allein das war für Enni unvorstellbar, wenn sie an die Ozeane in ihrer Heimat dachte. Auf der Erde gingen alle Raumschiffe im Wasser nieder, da das sicherer

war als eine Landebasis auf ebener Erde. Schon näherten sich kleine Boote, um das Raumschiff in eines der Docks von Rio zu schleppen. Enni sah die blendendweiße Stadt, aber noch mehr war sie von der unendlichen See und dem hellen Sonnenschein überwältigt. Leichte Wolken zogen am Himmel entlang.

„Es ist wahr!“ rief sie mit leuchtenden Augen. „Es ist wahr!“

Von der Brücke aus konnte sie beobachten, was draußen vor sich ging: Die vielen anderen Schiffe, die Dockanlagen, die Silos, die Menschen, der Lärm und das bunte Treiben, das alles war ihr unbekannt, und sie wollte sich nichts entgehen lassen.

Eine bange Frage überschattete allerdings ihre Freude: Würde sie mit dem vielen Fremden fertig werden? Wie würde man sie behandeln? Sicher, die Menschen, die sie bisher kennengelernt hatte, waren freundlich zu ihr, aber ...

Ein Zollbeamter kam an die Anlegestelle und rief etwas zum Schiff herüber. Leeuwenhoek beugte sich aus der Luftschleuse und unterhielt sich kurz mit dem Mann. Sie sprachen über zwei Kunden, die in ein oder zwei Stunden kommen wollten. Enni hörte das alles nur im Unterbewußtsein.

Leeuwenhoek wandte sich an seine Leute. „Wir haben noch etwas Zeit, und ihr könnt an Land gehen. Enni, ich schlage vor, du kommst mit, ich werde dir ein paar Dinge zeigen, die du noch nicht kennst. Einverstanden?“

Enni nickte sprachlos.

\*

Peter Tomlin war schon seit mehr als zehn Jahren Einkäufer für Basset. Sein Arbeitsgebiet schloß die Docks von Rio ein, denn oft schon hatte er billig Raritäten auftreiben können, die dann, nach einem entsprechenden Reklamefeldzug, teuer verkauft werden konnten.

Als er die Daten der *Amsterdam* auf einer Anzeigetafel las, prüfte er sie mit dem Blick eines Kenners. Letzter Hafen: Ymir. Ein gottverlassener Planet, dachte Tomlin. Von dort ist noch nie etwas Brauchbares gekommen. Aber immerhin: Die anderen Häfen, die das Schiff angeflogen hatte, waren vielversprechend.

Ich sehe also besser einmal nach, dachte er.

Der Lademeister der *Amsterdam* war ihm zwar unbekannt, aber das war für Peter Tomlin keine Schwierigkeit; innerhalb einer halben Stunde unterhielten sich die beiden angeregt. Bisher war noch kein anderer Interessent aufgetaucht.

„Sie sind nicht oft in Rio, wie?“ fragte Tomlin. „Fliegen Sie die Erde sonst nicht an?“

Der Lademeister schüttelte den Kopf. „Wir verkehren meist nur zwischen den äußeren Welten. Nichts Besonderes: Saatgut, Vieh-Embryos, Reaktorbrennstoff und solche Dinge. Diesmal aber hatten wir einen besonderen Grund, die Erde anzufliegen, eine Änderung in letzter Minute, sozusagen.“

Instinktiv spitzte Tomlin die Ohren. „Was Sie nicht sagen!“ Der Lademeister sprach auch prompt weiter.

„Irgend so ein Mädchen von Ymir, das zu Hause Ärger bekommen hat. Der Agent auf Ymir ist ein Freund des Kapitäns. Wir fanden uns bereit, ihm den Gefallen zu tun und das Mädchen herzubringen.“

„Ein verdammt kostspieliger Gefallen“, sagte Tomlin.

„Oh, eigentlich nicht. Wir rechneten die Sache natürlich durch, bevor wir starteten, und wenn man bedenkt, was wir an Bord haben und was wir hier vielleicht absetzen können, so hat sich der kurze Abstecher schon gelohnt.“

Das war das Zeichen zum Beginn der eigentlichen Geschäftsverhandlungen, und die ganze Zeit, während er sich mit dem Lademeister unterhielt, dachte Tomlin nur daran, welchen Grund man gehabt haben konnte, ein Mädchen von Ymir aus reiner Gefälligkeit zur Erde zu bringen. Er erwähnte das Lecoq gegenüber, als er ihn am Abend informierte. Die Reaktion des anderen überraschte ihn.

„Ein Mädchen von Ymir? Hier in Rio? Wie alt ist sie, und wo befindet sie sich jetzt?“

Tomlin gab überrascht zu, daß er sich nicht weiter darum gekümmert hätte, und er hörte, wie Lecoq mit der Faust auf den Tisch schlug und ihn beauftragte, das sofort nachzuholen. Dann rief er sofort Basset an.

Basset hatte sich gerade mit Informationen über Ymir beschäftigt; in den letzten Tagen tat er überhaupt nichts anderes. Und je mehr er sich darin vertiefte, desto sicherer wurde er, daß Lecoq recht gehabt hatte. Ymir war ein hoffnungsloser Fall, was eine erneute Besiedlung betraf. Es

bedurfte mehr als nur einer ernsten Krise, um die Menschen dorthin zu treiben.

Wenn man also nicht völlig schief lag, so stellte er immer noch die falschen Fragen im falschen Moment.

Basset hatte das Gefühl, in einer Sackgasse zu stecken.

In dieser Situation rief Lecoq ihn an, und Basset führte buchstäblich einen Freudentanz auf.

„Großartig“, sagte er rauh. „Das ist die Gelegenheit, auf die wir gewartet haben. Bis wann können wir das Mädchen finden?“

„Ich schicke sofort Leute los“, sagte Lecoq. „Ich dachte, Sie wollten es aber zuerst erfahren.“

„Richtig; wir müssen, geschickt und diplomatisch vorgehen. Das Mädchen ist praktisch allein auf einer fremden Welt, und wenn die Berichte stimmen, die ich gelesen habe, so hat sie entsetzliche Angst vor unseren Sünden und allem Bösen der Erde. Wie war doch der Name des Ymirners, der seine Botschaft verließ?“

„Jaroslaw Dubin.“

„Fein. Wir sind also ab sofort gute Freunde von Jaroslaw, was das Mädchen betrifft. Prüfen Sie ein halbes Dutzend nüchterner, anständig gekleideter Sekretärinnen und sehen Sie zu, daß eine den Kontakt mit dem Mädchen aufnimmt. Mädchen von diesen rückständigen Welten fühlen sich erfahrungsgemäß erstmal mehr zu ihrem eigenen Geschlecht hingezogen. Wir müssen ihr Vertrauen erwerben und sie zu uns locken. Dann übergeben wir die Sache den Experten. Achten Sie darauf, daß niemand nach dem Kind sucht oder fragt.“

„Das ist unwahrscheinlich. Es sieht so aus, als sei es eine Entscheidung von einem Augenblick zum ändern gewesen, das Mädchen mitzunehmen. Ich gehe aber auf Nummer Sicher, keine Angst.“

„Gut, halten Sie mich auf dem laufenden. Finden Sie das Kind schnell!“

Basset lächelte zufrieden, während er sich zurücklehnte. Er hätte bestimmt nicht so gelächelt, wenn er gewußt hätte, daß Said Counce ebenfalls in Rio saß und sich genau über diese Entwicklung die Hände rieb.

Für einen Erwachsenen, fand Enni, hatte Kapitän Leeuwenhoek etwas Kindliches, Naives an sich. Es machte ihm sichtlich Freude, dem Mädchen Rio zu zeigen, und sie schloß sich ihm gern an, lenkte er sie doch vorläufig von ihrem Hauptproblem ab.

Die *Amsterdam* blieb nur ein paar Tage im Hafen, denn jeder Tag kostete Unsummen und außerdem vertane Flugzeit. Irgendwie mußte Enni also zwischen jetzt und der Abflugzeit Freunde gewinnen, mußte lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. Das Hauptproblem war eben, daß Enni noch niemals zuvor in ihrem Leben etwas allein getan hatte, abgesehen von den Besuchen bei Jaroslaw. Sie hatte nie Zeit gehabt, das zu tun, was sie gern wollte, denn nutzlos vertane Zeit war Sünde, meinten die Ymiraner.

Ihr Herz sank immer tiefer, während ihr klar wurde, wie unbekannt das Leben auf der Erde war. Mit jedem Schritt, den sie tat, wurde es schlimmer. Ihre anfängliche Begeisterung über die Besichtigungstour mit Leeuwenhoek schlug immer mehr in Angst und Bedrückung um.

Was hatte Jaroslaw getan, sie auf dieser Welt auszusetzen?

Schließlich bemerkte der Kapitän, daß er schon vor einer halben Stunde hatte wieder bei seinem Schiff sein wollen. So schnell es ging, eilte er zurück, und so stand Enni schließlich allein am Kai und sah sich hilfesuchend um.

Zögernd kam eine junge, unauffällig gekleidete Frau näher. Sie betrachtete kurz die *Amsterdam*, dann sah sie Enni und kam auf sie zu.

„Entschuldigung, kennst du den Namen dieses Schiffes?“

„Das ist die *Amsterdam*“, sagte Enni scheu. Die junge Frau bedankte sich und wandte sich ab, doch dann drehte sie sich noch einmal um.

„Du bist fremd hier, nicht wahr?“ sagte sie. „Gerade angekommen?“

Enni nickte. „Ich komme von Ymir“, sagte sie und war gespannt auf die Reaktion der Fremden.

„Oh, wie interessant!“ Die Frau lächelte freundlich, und Enni fühlte sich erleichtert. „Dann mußt du mit der *Amsterdam* gekommen sein; ich hörte, daß ein Schiff von Ymir angekommen ist und kam, um mich nach einem Freund zu erkundigen, einem Ymiraner. Ich habe ihn seit Jahren nicht gesehen, konnte ihn aber nie vergessen. Vielleicht hast du schon einmal von ihm gehört, er heißt Jaroslaw Dubin.“

„Natürlich kenne ich ihn“, erklärte Enni. „Oh, welche Überraschung, jemanden zu treffen, der ein Freund von Jaroslaw ist!“



Und sie sprudelte die ganze Geschichte ihrer Flucht hervor.

„Ich hätte wirklich nicht gedacht“, sagte die Frau schließlich, „daß Jaroslaw so etwas tun und dich allein zur Erde schicken würde, um seine Haut zu retten, und ohne sich zu vergewissern, daß es dir gutgeht. Mein Name ist Dolores Lorenzo, du kannst mich Dolly nennen. Wo ist der Kapitän deines Schiffes? Ich glaube, ich muß ihm kräftig die Meinung sagen.“

Von da an wußte Enni gar nicht mehr recht, wie ihr geschah. Plötzlich fand sie sich in einer Taxe wieder, und die Frau erklärte ihr, daß sie sich um die nächste Zukunft des Mädchens kümmern wolle. Enni stellte keine Fragen, um nicht unhöflich zu erscheinen, wunderte sich aber doch, als sie schließlich in der Innenstadt ein hohes Gebäude geführt wurde, in dem normalerweise keine Menschen wohnten, sondern vielleicht nur arbeiteten. Sie behielt diesen Gedanken aber für sich.

Dolores Lorenzo brachte sie in ein kleines Zimmer, das mehr wie ein Käfig aussah, und plötzlich erschrak Enni, als der Fahrstuhlkorb sich langsam hob. Auf Ymir gab es nur Leitern, und, wenn es der Platz erlaubte, auch mal eine Treppe.

Sie stiegen in einem hellerleuchteten Korridor aus, und Dolores führte sie durch eine Tür, hinter der ein Mann hinter einem Schreibtisch saß und jetzt aufsaß. Er hatte einen durchdringenden Blick und buschige Augenbrauen; er trug einen weißen Kittel wie ein Arzt.

„Hier ist sie, Dr. Gold“, sagte Dolores. „Ich fand sie genau neben dem Schiff, mit dem sie kam. Sie gehört jetzt Ihnen.“

Gold nickte und stand auf. „Danke, Miß Lorenzo. Setze dich bitte, mein Kind.“

Überrascht und verwirrt sah Enni von einem zum anderen. „Was ... was geht hier vor?“

Dolores zuckte die Achseln. „Ich habe nur getan, was man mir gesagt hat.“ Ihr Gesicht verlor den sympathischen, freundlichen Ausdruck. Enni spürte, daß sie betrogen worden war, und ihr blieb vor Angst die Luft weg.

„Viel Glück, Kind“, sagte Dolores, und noch einmal wurden ihre Gesichtszüge für Sekunden weich. „Seid vorsichtig mit ihr, Doktor.“ Dann verließ sie den Raum.

„Bitte, setz dich“, wiederholte der Mann im weißen Kittel.

„Nein, nicht, bevor ich nicht weiß, was Sie von mir wollen!“

„Du tust, was ich sage“, meinte Gold kalt. „Wir sind hier nicht zimperlich, mußt du wissen.“

Enni biß sich auf die Lippen und schüttelte den Kopf. „Nun gut“, sagte Dr. Gold und drückte einen Knopf auf seinem Tisch. Eine Tür ging auf, und es kamen mehrere Männer in weißen Kitteln herein und traten auf Enni zu.

Es dauerte nicht mehr lange, und Enni war klar, daß das, was sie bisher über die Erde gehört hatte, nur einen Bruchteil der Schrecken darstellte, die man ihr beschrieben hatte. Sie bekam Drogen und Hypnotika eingeflößt, und man öffnete ihren Verstand wie ein Buch und saugte alle Informationen heraus. Das wurde immer wiederholt, bis jeder Zipfel ihres Verstandes ans Licht gezerrt war.

\*

Falconettas Haus stand buchstäblich im Indischen Ozean. Bei Flut ergoß sich die See über das durchsichtige Dach des größten Raumes im Haus. Jetzt war Flut, und Falconetta und Ram Singh wurden, während sie warteten, von grünlich fluoreszierendem Licht übergossen.

Endlich erklang das Transfaxsignal, und Falconetta sprang auf, um selbst die Tür zur Transmitterkabine zu öffnen. Auch diese Kabine war natürlich versteckt angebracht, da sonst Fremde unbequeme Fragen gestellt hätten.

Counce trat heraus und beantwortete ihre unausgesprochene Frage mit einem Kopfnicken.

„Er hat sie erwischt“, fügte er dann hinzu, „und wahrscheinlich ist man schon bei der Arbeit. Wir müssen jetzt überlegen, wie lange wir das Mädchen, ohne daß es Schaden nimmt, in Bassets Händen lassen können.“

„Jedenfalls so kurze Zeit wie möglich“, sagte Falconetta nachdrücklich.

„Aber lange genug, um ihn zu überzeugen, daß er alles erfahren hat, was zu erfahren ist“, sagte Ram.

Counce zuckte die Achseln. „Zwei Wochen müßten genügen. Wenn Basset dann merkt, daß er die Antwort auf seine Frage immer noch nicht gefunden hat, kann es sein, daß er dem Mädchen aus Wut Schaden zufügt. Das muß unbedingt verhindert werden.“

„Und wie wollen wir sie wieder befreien?“ fragte Falconetta.

„Wir holen sie einfach mit dem Transfax.“

„Und zeigen damit, daß wir unsere Hände mit im Spiel haben?“ warf Ram Singh ein.

„Richtig“, sagte Counce, „aber damit beweisen wir ihm, wie mächtig wir sind, und daß wir die Antwort schon vorher gewußt haben. Er wird dann zwar zuerst in die Luft gehen, sich aber schnell wieder beruhigen und vielleicht auf unser Angebot eingehen.“

Ram zögerte noch. „Klingt logisch“, sagte er dann nach einer Weile. „Wir können schließlich nicht mehr als unser Restes tun.“

„Ich würde mich wohler fühlen, wenn das nicht unser Bestes wäre“, sagte Counce und ließ sich in einen Sessel fallen. Mit der rechten Hand fuhr er sich über die Augen, als wolle er die Müdigkeit fortwischen.

„Ich hasse dieses Versteckspiel“, sagte er. „Denn mehr ist es nicht, zusammen mit ein wenig Bestechung. Mehr können wir aber auch nicht tun.“

„Ich glaube, wir tun schon allerhand“, sagte Ram leise. „Hast du die letzte Falconetta-Show gesehen?“

„Nein, aber ich vermute, daß wieder die halbe Erdbevölkerung eingeschaltet hat. Worum ging es?“

„Eine Serie über die Schädlichkeit von Intoleranz und Haß unter den Menschen im Prä-Raumfahrtzeitalter. Wir stellen Dinge wie die Apartheid-Politik in Südafrika einem Modell der Zusammenarbeit zwischen den Menschen gegenüber. Wir werden die Serie mit einem Vorschlag abschließen, wie man das auf eventuelle außerirdische Besucher übertragen kann.“

„Das klingt vielversprechend“, sagte Counce mit plötzlich erwachtem Interesse.

„Leider“, warf Falconetta ein, „haben wir zwar die halbe Erdbevölkerung am Apparat, aber nur eine Stunde pro Woche zur Verfügung, den Rest der Zeit werden die Leute mit minderwertiger Unterhaltung eingelullt. Verflixt, Said, manchmal glaube ich, die Menschheit ist es nicht wert, daß man ihr hilft. Wie wollen wir sie jemals dazu bringen, Wesen von anderen Planeten zu akzeptieren, wenn sie nicht einmal Mitglieder ihrer eigenen Artgenossen achtet, nur weil sie eine andere Hautfarbe haben.“

„Wir müssen es versuchen“, sagte Counce, „immer wieder versuchen.“

„Aber das Risiko bleibt“, betonte Ram, „daß selbst wenn wir Erfolg damit hätten, unsere Rasse auf die Fremden vorzubereiten, die Fremden nicht darauf vorbereitet oder gewillt sind, mit uns zusammenzuleben.“

Dieses Problem war schon genügend diskutiert worden, und man hatte auch eine Lösung dafür: Mit dem Transfax konnte man beliebig viele Atombomben in jede größere Stadt der Fremden transportieren. Aber das wollten sie ja gerade vermeiden.

Der Transfax meldete sich erneut. Counce öffnete die Kabine und fand ein einzelnes Blatt Papier. Er las den Text reglos durch.

„Sprachen wir nicht einmal darüber, was das Schlimmste wäre, das uns passieren könnte?“ fragte er dann Ram.

Der alte Mann nickte.

„Es ist eingetreten“, fuhr Counce fort. „Dies ist ein Bericht von Wu auf Regis. Man hat ein Schiff der Fremden entdeckt, das auf Ymir gewesen ist. Noch hat man diesbezüglich nichts von Jaroslaw gehört, aber es besteht schon jetzt kein Zweifel daran. Wir sind entdeckt worden, und unsere Arbeit, für diesen Fall gerüstet zu sein, ist noch nicht beendet.“

Seine Stimme klang, als halte er eine Grabrede auf die Menschheit, und er zumindest schloß nicht aus, daß es so war.

## 11.

Das Schiff raste auf praktisch geradem Kurs durch das Raum-Zeit-Kontinuum des Universums, entlang der kürzesten Verbindung zwischen zwei Punkten, und das allein war schon verdächtig. Denn es deutete an, daß die Besatzung des Schiffes genau wußte, wohin sie wollte.

Eine Forschungsexpedition nahm meist den Verlauf einer Zickzacklinie, Weil man einmal hier, einmal dort ein System anflog; dieses Schiff steuerte geradewegs auf Ymirs Sonne zu.

Diese Entdeckung hatte Katja Iwanowa im Detektorraum gemacht, und sie übergab die Ergebnisse ihrer Arbeit Wu zur näheren Überprüfung, für den von da an kein Zweifel mehr existierte.

Lange Minuten saß der Leiter der Expedition schweigend an seinem Tisch und betrachtete die handgeschriebenen Berechnungen vor sich. Schließlich stieß er seinen Sessel zurück und erhob sich.

„Wir steuern auf eine Entscheidung zu“, sagte er dann. „Soweit ich es sehen kann, können wir nichts tun. Trotzdem bitte ich um Ideen, diesen Fall der Fälle zu lösen. Gib diese Bitte an alle durch, jeder soll sich bei mir melden, der meint, eine Idee zu haben, wie wir damit fertig werden können.“

„Und wenn niemand kommt?“ Katja sagte das so, als wüßte sie, wie die Antwort lautete.

„Dann werden wir die Fremden vernichten müssen.“

Katja schaltete die Lautsprechanlage der Basis ein und sagte:

„Jeder stellt sofort seine Arbeit ein und kommt auf die Plaza. Die Fremden haben vermutlich Ymir entdeckt, und wir müssen beraten, was zu tun ist.“

Ziemlich mutlos und ohne große Begeisterung versammelten die Menschen sich auf dem Platz zwischen den Hütten und Häusern der Zentralbasis auf Regis. Es war Mittagszeit, und es herrschte große Hitze. Müde blinzelten die Menschen in die Sonne, als Wu auf die Transfax-Plattform kletterte; um zu ihnen zu sprechen.

Auch Anty Dreean war von der allgemeinen Niedergeschlagenheit erfaßt. Was, zum Teufel, konnte da getan werden? Alles war umsonst gewesen, und man konnte genausogut die Hände in die Taschen stecken und nach Hause gehen — nur war das Letztere nicht mehr möglich, wenn man einmal in die Gruppe derjenigen aufgenommen worden war, die große Verantwortung gegenüber der Menschheit trugen und in große Geheimnisse eingeweiht waren.

Wu ergriff ein Megaphon und begann:

„Wir haben das Schiff der Fremden entdeckt, und es fliegt schnurgerade auf Ymir zu. Es hat das System ein paarmal umkreist und fliegt jetzt den gleichen Weg wieder zurück. Es besteht kein Zweifel, daß man die Zivilisation auf Ymir entdeckt hat. Wir wissen, welche klimatischen Bedingungen die Fremden bevorzugen, und sie werden bestimmt wiederkommen.“

Bisher wissen höchstwahrscheinlich nur die Fremden an Bord dieses Schiffes von unserer Existenz. Noch ist das Schiff sechs oder sieben Tage von seinem Heimathafen entfernt, und in ungefähr zwei Tagen fliegt es so nahe an Regis vorbei, daß wir es mit dem Transfax und einer Atombombe vernichten können, und damit das Wissen über uns.

Leider wird das nicht viel nützen, denn die Tatsache, daß die Fremden direkt auf Ymirs Sonne zugeflogen sind, läßt erwarten, daß sie die Existenz eines Planeten dort errechnet haben. Wenn jetzt dieses Schiff spurlos verschwindet, so wird man ein zweites ausschicken. Verschwindet auch dieses Schiff, so werden die Fremden ähnlich wie wir denken, in dem sie nämlich das Vorhandensein einer Macht vermuten, die da etwas nachgeholfen hat. Das dürfte unser größtes Problem sein; in knapp zwei Tagen müssen wir einen Weg finden, es zu lösen, ohne die Fremden dabei zu vernichten. Hat jemand Vorschläge, wie das zu machen wäre?“

Anty war, wie fast alle seine Kameraden, davon überzeugt, daß das nicht nur nicht klappen würde, sondern zu einer Katastrophe führte.

Wu sprach weiter. „Wir erwarten keine kompletten Lösungen, nur Denkanstöße. Die Fremden sind einfach zu früh gekommen. Said Counce vollbringt kleine Wunder, Basset zu beeinflussen, Jaroslaw Dubin legt seit Jahren den Samen aus für unsere späteren Pläne auf Ymir. Wenn wir den Kontakt mit den Fremden noch ein paar Jahre verhindern können, sind wir vielleicht in der Lage, erneut dieses Risiko einzugehen. Im Augenblick ist es unmöglich.“

Am meisten überraschte es Anty Dreean selbst, daß er plötzlich eine Idee hatte. Er sah sich vorsichtig in der Runde um: Niemand schien sich melden zu wollen. Er wartete noch einen Augenblick, und als Dr. Wu schon wieder von seinem Gerüst herunterklettern wollte, rief Anty:

„Direktor Wu! Einen Augenblick!“

Wu verhielt und sah herüber. „Ja, Anty?“ Das klang nicht sehr hoffnungsvoll.

„Wir brauchen das Schiff nicht zu zerstören“, erklärte Anty kühn, und alle Gesichter auf der Plaza wandten sich ihm zu. Etwas sicherer fuhr er fort:

„Wir könnten es ja einfach entführen, nicht wahr? Wir bringen die Besatzung in unsere Gewalt, und dann tun wir so, als hätte sie sich mit einer gefährlichen Krankheit infiziert. Auf der Heimatbasis weiß man doch gar nicht, daß das Schiff nicht gelandet ist.“

Wu nickte nachdenklich. „Ja, Anty, das könnte vielleicht klappen. Wir brauchen große Mengen Energie dazu. Wie sind unsere Reserven?“ fragte er dann die Menge.

„Phantastisch!“ schrie jemand. „Wir wollen also so einfach runde acht Parsek ins All hinauslangen und ein Schiff in vollem Flug festhalten und herholen? Dazu brauchen wir zehn hoch zehn Erg pro Gramm des Schiffsgewichts. Unmöglich!“

„Nicht ganz!“ widersprach jemand. „Wir brauchten nur ein paar hundert Kubikzentimeter Sonnenplasma, eingefangen in einem Kraftfeld, und schon hätten wir genügend Energie.“

„Ist das praktikabel?“ fragte Wu den Sprecher.

„Nein, aber wir würden es können, wenn wir dazu gezwungen wären“, sagte der Mann sarkastisch.

Eine lebhafte Diskussion setzte ein. Überall wurden grobe Berechnungen angestellt, ob Antys Vorschlag durchzuführen war.

„Dr. Wu!“ rief jemand. „Was machen wir eigentlich mit dem Schiff, wenn wir es haben?“ Alle schienen darüber nachgedacht zu haben, denn alle bestürmten Dr. Wu mit ähnlichen Fragen.

„Anty“, meinte Wu. „Kannst du dazu etwas sagen?“

„Ich dachte daran, das Schiff am Pol landen zu lassen, wo die Fremden schon einmal gewesen sind. Dann holen wir die Mannschaft heraus und ersetzen sie durch Duplikate, die wir mit einem gefährlichen Bakterienstamm infiziert haben.“

„Haben wir dazu genügend Zeit?“ rief jemand aus der Menge, und ein Chor von Biochemikern antwortete, daß man sein Bestes geben wolle.

„Das ist ja alles ganz schön“, rief der Sprecher von vorher dazwischen. „Aber wir müssen das Schiff ja schließlich samt Besatzung innerhalb weniger Stunden wieder auf seine Bahn bringen!“ Die Techniker verdoppelten sofort ihre errechneten Werte von der Energiemenge und brüteten über den Ergebnissen.

„Ruhe!“ rief Wu mehrmals, und plötzlich kehrte wieder Schweigen ein. „Wir werden uns mit allen Einzelheiten dieses Planes beschäftigen müssen. Macht euch an die Arbeit. Wenn das Schiff den planetennächsten Punkt erreicht hat, werden wir es mit dem Transfax einfangen. Dann müssen wir mit der Besatzung fertig sein und das Schiff zurückschleudern, ehe jemand die Verzögerung bemerkt oder später errechnen kann. Ich gebe euch eine Stunde Zeit, um zu berichten, ob das möglich ist oder nicht.“

Innerhalb weniger Minuten waren alle verschwunden, und Anty stand etwas verlegen ganz allein vor dem Transfaxgerüst. Wu setzte sein Megaphon ab und musterte Anty von oben bis, unten.

„Danke, Anty. Ich glaube, du hast uns die Lösung gezeigt.“

Anty hatte Mühe, sich seinen Stolz nicht anmerken zu lassen.

„Wenn es klappt“, fuhr Dr. Wu fort, „weißt du, was das bedeutet.“

„Eine Atempause“, sagte Anty etwas verwirrt.

„Ich meine für dich persönlich. Wir werden uns dann wohl um dich mehr als bisher kümmern müssen, da es so aussieht, als hättest du das Talent, schwierige Probleme zu lösen, wie Said Counce etwa. Eine solche Fähigkeit brauchen wir sehr dringend. Allerdings wirst du dieses Talent manchmal verfluchen, denn es werden alle möglichen Leute Antworten von dir verlangen, die sie selbst nicht finden können. Sprich einmal mit Said Counce darüber.“

Wu war herabgestiegen und kam herüber zu Anty. „Man wird dich immer mit den schwierigsten Aufgaben betrauen, und ich beneide dich nicht um diesen Job.“

„Bisher ist noch nicht erwiesen, daß der Plan auch praktikabel ist“, wertete Anty seine Idee bescheiden ab. „Alle sind fieberhaft beschäftigt, und was kann ich jetzt tun?“

„Kümmere dich um die Arbeit, stecke deine Nase überall hinein. Versuche herauszufinden, warum einige meinen, die Sache wäre nicht durchführbar. Sage ihnen, warum es doch zu machen sein wird. Verdammt, es ist dein Plan, du mußt dafür sorgen, daß er funktioniert!“

## 12.

Zögernd gehorchte Anty und ging hinüber zu einem Gebäude, aus dem ihm schon von weitem Rufen und Schreien entgegentönte.

„He, Anty“, rief jemand, kaum daß er die Tür geöffnet hatte. „Ist diese Energiemenge ausreichend?“ Man hielt ihm ein Stück Papier unter die Nase, und Anty hatte Mühe, sich darauf zu konzentrieren, weil ihm sämtliche Gedanken durcheinanderwirbelten.

„Hm ... ihr habt nicht die Menge bedacht, die wir brauchen, um die fremde Schiffsbesatzung zu verdoppeln“, sagte er. „Und benötigen wir



nicht ständig einen Transfax, um noch verschiedene Materialien heranzuschaffen?“

Der Mann zog das Papier zurück. „Keine Sorge, wir lassen den Transfax auf Empfang und benutzen die Energie des Senders, der uns die Materialien schickt. Aber das mit der Verdopplung stimmt; hat jemand eine Ahnung, wie groß die Masse eines dieser Fremden ist?“

„Wir müssen mit mindestens einhundert Kilogramm pro Besatzungsmitglied rechnen“, sagte ein Mädchen an einem Computer.

„Ja, aber einhundert mal wieviel? Nehmen wir einmal an, es sind zwanzig. Sind es mehr, muß der Verlust der übrigen eben durch einen Unfall erklärt werden. Wie ist das durchschnittliche Molekulargewicht ihres Protoplasmas?“

„Das müßten die Biochemiker wissen“, sagte das Mädchen.

„Ich gehe sowieso dorthin“, sagte Anty. „Wenn sie es wissen, lasse ich die Daten durchgeben.“

Die Biochemiker hockten eifrig über unzähligen Tabellen, auf einer Wandtafel hatte bereits jemand eine mögliche Bakterienmutation aufgezeichnet, die die Fremden vielleicht infizieren konnte.

„Anty“, rief jemand, als er eintrat. „Wie kommen wir an ein paar ymiranische Keime? Dort gibt es keine Kulturpflanzen.“

„Nun“, sagte Anty zögernd. „Trägt nicht Jaroslaw welche in seinem Körper, die sich angepaßt haben? Vermutlich in der Schleimhaut.“

„Anty, das ist ja genial!“ rief der Mann. „Wenn sie sich in einem warmen Menschenkörper vermehren können, dann sind es die, die wir brauchen!“

„Die Technische Abteilung möchte gern das durchschnittliche Molekulargewicht des Protoplasmas der Fremden wissen“, sagte Anty. Betroffenes Schweigen antwortete ihm.

„Das durchschnittliche?“ fragte ein Mann, der ein Chromosomenmodell aus Plastik formte. „Sie sind doch die großen Rechner; wir schicken ihnen die Gesamtsumme, den Durchschnitt können sie selbst errechnen.“

„Ich glaube, das wird gehen“, stimmte Anty zu.

Wenn er alle Schwierigkeiten so wie diese beiden meistern konnte, dann bestand für ihn kein Zweifel, daß der Plan gelingen würde. Zum Schluß ging er noch in den Detektorraum zu Katja.

Katja Iwanowa war allein und flüsterte ihm zu, als er eintrat, er möge einen Augenblick warten. „Ich habe gerade ein paar schwierige Berechnungen, Anty.“

Anty gehorchte und blieb schweigend stehen, während sein Blick durch den Raum wanderte. Katja arbeitete angestrengt, und hin und wieder hörte er, wie sie tief Luft holte. Schließlich seufzte sie und lehnte sich zurück.

„Wir könnten es schaffen“, meinte sie. „Wir könnten es wirklich schaffen. Die Energieexperten gaben mir vor fünf Minuten ihre Berechnungen. Wir können das Schiff in rund neunundzwanzig Stunden, von jetzt an gerechnet, abfangen und es für eineinhalb Tage hierbehalten, bevor wir es zurückbringen müssen. Vorausgesetzt, nichts geht schief. Immerhin: Meinen Glückwunsch, Anty.“

Anty wich ihrem Blick aus. „Ich glaube nicht, daß ich viel daran mitgearbeitet habe“, sagte er leise.

„Nicht viel?“ echote sie. „Wir werden sehen. Gräme dich nicht darüber, daß andere vielleicht etwas mehr tun, um deine brillante Idee zu verwirklichen.“ Sie sah auf die Uhr. „Ich glaube, wir müssen gleich wieder auf der Plaza sein, kommst du mit?“

„Jetzt schon? Die Vorarbeiten sind doch noch gar nicht abgeschlossen.“

Katja lächelte. „Glaubst du, Dr. Wu verläßt sich nur auf uns? Seit einer halben Stunde kommen ständig irgendwelche Leute an. Schnell, sonst verpassen wir zuviel.“

Anty erlebte ein großartiges Schauspiel, denn als erste trafen Freunde von Dr. Wu von Kung-Fe-tse ein, die mit ihren Raketen im Transfaxfeld materialisierten, eine Runde um den Platz flogen und dann etwas abseits landeten. Kaum war das geschehen, kamen die nächsten.

„Verity!“ rief Katja einer weißhaarigen Frau auf einem klobigen Schlepper zu, mit dem sie einen Wagen mit elektronischer Ausrüstung aus dem Transfaxfeld zog. „Was bringst du uns denn da?“

„Eine komplette Energieeinheit für einen Sender“, rief Verity vergnügt zurück. „Vielleicht können wir sie gebrauchen.“ Sie sah Anty und winkte ihm kurz zu, bevor sie mit ihrem Fahrzeug samt Anhänger davonfuhr.

Danach strömten Menschen und Material in ununterbrochener Reihenfolge aus dem Transfax. Auch Counce kam, und er brachte nur seine un-

geheure Erfahrung mit; dann trafen Leute von Shiva, Zeus, Neu-Peru und immer wieder von der Erde ein.

Anty hatte den Eindruck, daß sich hier eine unschlagbare Armee sammelte. Wer von einer kälteren Welt kam, wechselte nur schnell seine Kleidung, andere, die ein tropisches Klima gewöhnt waren, nahmen sich für so etwas keine Zeit und gingen sofort an die Arbeit.

Zuerst mußten die Transfaxgeräte aufgestellt werden, um die Sonnenmaterie einzufangen, eine zweite Garnitur dieser Geräte- die erste würde durch die unglaubliche Hitze zerstört werden -wurde errichtet, um das Schiff der Fremden einzufangen. Diese Geräte schickte man hinauf in die Polarregion des Planeten, und kaum war das geschehen, startete eine Rakete von Kung-Fe-tse und verlegte quer über den Planeten riesige Kabelmengen.

Inzwischen war auch Jaroslaw Dubin eingetroffen, und eine Gruppe von Wissenschaftlern war dabei, ihm eine Probe von Mikroorganismen zu entnehmen, die sich seinem Körper angepaßt hatten, um aus diesen Organismen eine Kultur zu züchten, mit der man die Fremden infizieren konnte. Weit im Norden des Planeten schwitzten Männer und Frauen bei den Vorbereitungen für das Einfangen des fremden Schiffes mit dem Transfax.

Die Sonne ging unter und wieder auf, und Anty Dreean bewegte sich wie im Traum, übernachtigt und mit rotgeränderten Augen, durch das Lager. Er konnte es immer noch nicht ganz fassen, daß sein Plan Wirklichkeit wurde.

„Anty“, hörte er plötzlich eine vertraute Stimme hinter sich, und er wandte sich um. Counce winkte ihn zu sich; ein wenig zögernd kam Anty der Aufforderung nach.

„Es wird klappen“, sagte Counce und machte eine allesumfassende Geste. Weitere Worte waren nicht nötig, denn Anty merkte, daß dies ein Lob für ihn gewesen war.

Eine kleine Gruppe Menschen kam aus Dr. Wus Hütte: Wu selbst, Katja, eine Frau, die nur die berühmte Falconetta sein konnte, und ein weißhaariger alter Mann. Katja winkte Anty, der sofort zu ihr lief.

„Du bist also Anty Dreean“, sagte die hübsche Frau und lächelte ihn freundlich an. „Deine Idee ist wirklich nicht schlecht, aber mir scheint, du hast etwas vergessen. Was machen wir mit den Fremden, wenn sie einmal hier sind?“

„Das ist unfair von dir, Falconetta“, sagte Katja. „Keine Sorge, Anty, wir haben auch daran gedacht. Das ist Ram Singh, einer der größten Psychologen der Erde, der Mann, der die Menschheit umerziehen will.“

Der alte Mann, räusperte sich. „Ich versuche es zumindest, aber es ist ziemlich schwer. Jetzt aber habe ich eine wichtigere Aufgabe; wir müssen die Fremden davon überzeugen, Anty, daß wir nichts Böses von ihnen wollen. Wir sprechen ihre Sprache nicht, brauchen also eine Zeichensprache. Gott sei Dank habe ich einige Erfahrungen mit Kommunikationspro-

blemen, aber erst müssen die anderen mal auf Regis sein, das ist das Wichtigste.“

Er sah zu Wu, und der nickte. „Gerade das wollen wir jetzt tun.“

Der Transfax wurde ausgeschaltet, und jeder ließ seine Arbeit liegen und ging auf seinen Posten.

Wu nahm sein Megaphon und kletterte wieder auf das Transfaxgerüst, um von oben alles übersehen zu können. Anty spürte plötzlich ein seltsames Ziehen in der Magengegend.

„Jetzt!“ rief Wu, und seine Stimme dröhnte über den Platz. Für eine kleine Ewigkeit, die in Wirklichkeit nur eine Sekunde dauerte, geschah nichts, dann spürte Anty eine Hand auf seinem Arm: Falconetta.

„Sieh nach oben“, sagte sie und deutete hinauf. Über ihnen, heller als die Sonne des Systems, sahen sie einen neuen Lichtpunkt: Sonnenmaterie, von Menschen dem lebensspendenden Gestirn entrissen, um ihnen in einer Stunde der Not zu helfen.

### 13.

Die gigantische Aufgabe war in Sekundenbruchteilen erledigt!

Aus dem Plasma der Sonne, das durch einen Transfax herangeschafft worden war, sog man die Energie, die benötigt wurde. Der Transfax verglühte im gleichen Augenblick, denn die Energie war zu groß. Gebündelt zuckte der Energiestrahle hinunter auf den Planeten, wurde aufgefangen und durch die Kabel quer über die Planetenoberfläche weitergeleitet. Der Empfänger auf der Erde verglühte ebenfalls sofort, und auch die Kabel verschmorten im gleichen Moment. Aber die Geräte hatten ihre Schuldigkeit getan, denn am Pol des Planeten geschah das größte Wunder dieses Tages: Vor ihren Augen sahen die Menschen ein Raumschiff materialisieren, das nicht von menschlichen Händen erbaut worden war.

Es war größer, als man es vermutet hatte, und zerstörte beim Aufsetzen sofort das Transfaxgerüst, aber niemand machte sich jetzt Gedanken darüber, daß man das Schiff nun nicht mehr auf den alten Kurs bringen konnte. Wichtiger war, daß die große Aufgabe vollbracht war.

Für lange Minuten reagierte niemand, dann löste sich die Spannung in grenzenlosem Jubel. Man schlug sich gegenseitig auf die Schultern, lachte

und brüllte erleichtert. Glücklicherweise dachte noch jemand daran, Dr. Wu zu benachrichtigen, daß der Transfax am Pol zerstört war.

Als Wu die Nachricht erhalten hatte, kletterte er von dem Gerüst und sah Anty nachdenklich an. „Ich habe dich ja gewarnt“, sagte er. „Jetzt kommen Fragen auf dich zu, die du nicht beantworten kannst.“

„Wovor hast du ihn gewarnt?“ fragte Falconetta, und Wu erklärte ihr, was er Anty kurz vorher gesagt hatte.

„Ich glaube nicht, daß Said seine Arbeit nicht mag“, sagte Falconetta. „Aber ich werde ihn eines Tages danach fragen. Anty, der Empfänger am Pol ist nicht mehr intakt, können wir jetzt noch dorthin kommen?“

„Ich werde mich erkundigen“, sagte Anty eifrig und lief davon. Ram Singh runzelte die Stirn.

„Du weißt selbst genau“, sagte er dann, „daß wir keinen Empfänger benötigen und jederzeit zum Pol transfaxen können. Du hast den Jungen nur verwirrt. Wenn er eine Sekunde nachgedacht hätte, wäre er selbst darauf gekommen.“

Falconetta antwortete nicht und wandte sich an Wu. „Du hast da einen netten Jungen — warum bist du so rauh zu ihm? Neidisch?“

„Neidisch? Vielleicht. Ich bin auch nur ein Mensch und habe versucht, ihm klarzumachen, welche Probleme jetzt auf ihn zukommen.“

„Wenn er so begabt ist, wie wir annehmen, dann wird er sie selbst lösen.“

Falconetta sah Anty nach. „Er erinnert mich ein wenig an mich selbst, als ich das erstemal geboren wurde. Er ist doch noch nicht dupliziert worden?“

„Nein, er ist nur einmal und zwar ganz normal auf die Welt gekommen.“

Anty kam zurück und rief schon von weitem: „Man wärmt den Transfax bereits für uns an, in wenigen Minuten können wir zur Polarbasis. Im Lager wird Winterkleidung ausgegeben; ich glaube, wir holen sie uns jetzt gleich.“

„Ich möchte hierbleiben und sehen, was weiter geschieht“, entgegnete Anty.

„Ich glaube, er hat das verdient“, warf Falconetta ein, und Wu nickte zögernd, bevor er davonging.

Ein paar Minuten später traten sie hinaus in die eisige Umgebung des Nordpols und sahen das fremde Schiff vor sich liegen. Eine ganze Batterie Scheinwerfer beleuchtete es von allen Seiten. Das Schiff sah einer menschlichen Konstruktion nicht unähnlich — das war nicht verwunderlich, denn überall im Universum galten die gleichen Naturgesetze-, und doch war es anders; Anty lief es kalt über den Rücken, wie seinerzeit, als er die defekte Röhre der Fremden gefunden hatte.

Der langerwartete Moment war gekommen — der erste Kontakt der Menschheit mit fremden Wesen.

Falconetta und Kam diskutierten, wie sie den Fremden am besten ihre friedlichen Absichten klarmachen konnten.

Wu kehrte von einer Besichtigungsrunde um das Schiff zurück. „Nun?“ fragte er Ram. „Zu einem Entschluß gekommen?“.

Der alte Mann nickte. „Wir sind der Meinung, daß wir erst eine Aktion der Fremden abwarten sollten, bevor wir selbst etwas unternehmen. Sie werden eine gewisse Zeit brauchen, um sich an den neuen Umstand zu gewöhnen.“

„Genau wie wir“, sagte Wu. „Ich werde die Wachen am Schiff vermindern und dafür sorgen, daß die Leute sich abwechselnd in der Zentralbasis erholen können.“

Er sah zu Anty. „Und du? Du mußt doch auch ziemlich müde sein?“

\*

Aber es geschah nichts, absolut nichts. Die Stunden vergingen, die Biochemiker begannen sich Sorgen zu machen über Ihre sorgfältig vorbereiteten Kulturen, die Techniker fragten sich, ob sie noch genügend Zeit haben würden, die Fremden zu duplizieren. Katja saß im Detektorraum und überwachte den Stand der Energie, die ja nicht unbegrenzt zur Verfügung stand und die benötigt wurde, um das Schiff wieder auf seinen Kurs zu bringen. Sechs Stunden vergingen. Wu berief eine Beratung ein, und Ram, Counce, Falconetta, Anty und drei weitere Männer versammelten sich im Freien und beratschlagten bei eisigem Wind, was zu tun sei.

„Soweit wir es übersehen können“, sagte Wu, „gibt es zwei Möglichkeiten, was geschehen sein kann. Entweder ist die gesamte Besatzung durch den Schock des Transfaxsprunges völlig gelähmt, was ich für ziemlich

unwahrscheinlich halte, oder es ist ihr etwas geschehen, was wir nicht voraussehen konnten. Wir können nicht länger darauf warten, daß sie den ersten Schritt tun, wir müssen selbst etwas unternehmen. Was schlägt ihr vor?“

„Sehen wir selbst nach“, meinte Anty. Er hatte jetzt schon weniger Hemmungen, in der Runde der Älteren zu sprechen. Natürlich hatte er auch gemerkt, daß ihm mehr Respekt entgegengebracht wurde, seit sein Plan Wirklichkeit geworden war. „Erkläre das“, sagte Wu. „Wir müssen jemanden an Bord des Schiffes absetzen. Ich würde gern selbst gehen.“

Die anderen sahen sich kurz an. „Es scheint keine andere Alternative zu geben“, sagte Counce schließlich. Er sprach aus, was alle dachten, und so war es beschlossene Sache.

\*

Anty öffnete die Augen, und er schwebte etwa drei Fuß über dem Boden. Man hatte das gesamte Schiff mit Sonardektoren abgetastet, um einen Hohlraum zu finden, in dem er materialisieren konnte. Als er jetzt auf dem Boden landete, schien der dumpfe Schlag das ganze Universum auszufüllen. Instinktiv hockte er sich hin und wartete darauf, daß die Fremden nachsehen würden, was da geschehen war. Mehrere Minuten blieb er reglos sitzen und sah sich im Schein seines Handscheinwerfers um.

Sie hatten es gut getroffen: Er war in einem Lagerraum gelandet, in dem unzählige Regale mit quadratischen Kästen gefüllt waren. Einige dieser Kästen waren aus den Regalen gefallen, und Anty mußte aufpassen, nicht dagegenzustößen, als er sich jetzt vorsichtig bewegte.

Die Tür des Lagerraumes ließ sich leicht öffnen, nach dem er einmal das Verschußprinzip der Fremden herausgefunden hatte. Dahinter erstreckte sich ein Korridor, der dunkelrot beleuchtet war.

Vorsichtig trat Anty hinaus und ging vorsichtig auf die nächste Biegung zu. Die Luft im Schiff war gut atembar — die Fremden bevorzugten fast die gleiche Luftzusammensetzung wie die Menschen. Aber es war kalt, und seltsame Gerüche lagen in der Luft.

Ein paar Meter vor ihm war eine Abzweigung, und er konnte sich gerade noch an die Wand drücken, als einer der Fremden vor ihm entlanghastete und einen nichterkennbaren Gegenstand mit sich trug.



Also lagen die Fremden weder im Koma, noch waren sie irgendwie auf andere Weise außer Gefecht gesetzt. Was war dann der Grund für ihr Schweigen?

Plötzlich fiel helles Licht aus dem Gang, in dem der Fremde verschwunden war, und Anty spürte eine kühle Brise. Man hatte die Luftschleuse geöffnet, und jetzt gingen die Fremden hinaus!

Ein wenig enttäuscht, daß er nicht der erste war, der den Fremden gegenübertreten konnte, blieb Anty vorerst, wo er war.

Eine scharfe Stimme ertönte plötzlich, dann noch ein Ruf, und dann hörte er nicht-menschliche Schreie, und mehrere Fremde liefen durch die Gänge. Jetzt konnte er erkennen, was die Fremden bei sich trugen: lange zylindrische Rohre mit bläulichen, länglichen Geschossen an der Seite.

Das waren Waffen!

Anty sprang mit einem verzweifelten Schrei auf und lief auf die Kreuzung hinaus. Er sah jetzt die Luftschleuse, und dort wimmelte es von Fremden, die ständig hinausschossen und triumphierend brüllten.

Jetzt wurden sie auf Anty aufmerksam, er wurde entdeckt, und bevor er etwas sagen oder tun konnte, richtete sich eine der Waffen auf ihn, und ein Schuß löste sich.

Anty spürte einen höllischen Schmerz in der Brust. Er verlor das Gleichgewicht, und bleierne Müdigkeit überkam ihn.

Das letzte, was er sah, war ein rotes Glühen hinter der Luftschleuse; er hörte noch das Rattern der Raketen von Kung-Fe-tse — die Raumschiffe dieses Planeten hatten über dem Schiff patrouilliert.

Dann starb Anty ...

#### 14.

„Ich hätte nie gedacht, daß man so deprimiert sein kann“, sagte Wu. Counce nickte schweigend und blickte sich um. Was er sah, war ein Schlachtfeld.

Die beiden Männer standen schmutzverschmiert neben einem der beiden letzten funktionierenden Scheinwerfer, die das Schiff der Fremden erhellten. Die Fremden hatten gleich mit der ersten Angriffswelle die anderen Scheinwerfer vernichtet.

„Nicht gerade ein guter Auftakt für eine Verbrüderung“, sagte Counce.  
„Weiß jemand, was mit Anty geschehen ist?“

„Man ist gerade dabei, seinen Körper herauszuholen“, sagte Wu.

„Das ist schlimm, aber er dürfte es überstehen.“ Counce wollte sich mit der Hand über die Stirn Wischen, bemerkte aber im letzten Augenblick den Schmutz, der sich dort festgesetzt hatte, und ließ davon ab. „Wie viele sind auf unserer Seite gefallen?“

„Wir haben achtzehn Tote zu beklagen, einige Schwerverletzte, und die Experten beraten noch, ob man sie heilen oder ganz erneuern soll. Ich habe immer noch nicht die Übersicht über alles, was geschehen ist.“

„Ich konnte es gut beobachten“, sagte Counce. „Sie öffneten die Luftschleusen und begannen gleichzeitig mit ihrem Beschuß. Ich hatte den Eindruck, als hätten sie den Auftrag, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Nun, das ist ihnen auch gelungen.“

„Ich gäbe meine rechte Hand dafür, zu erfahren, warum sie uns sofort feindlich gegenübergetreten sind“, flüsterte Wu.

Jetzt sahen sie, wie man Antys Körper aus dem Schiff hievte, dann folgten Ausrüstungsgegenstände der Fremden, die neben dem Schiff gestapelt wurden.

„Die armen Teufel“, sagte Wu nach einer Weile. „Das hätte nicht sein müssen.“

„Wir konnten aber nicht einfach herumsitzen und warten, bis sie uns restlos erledigen“, sagte Counce. „Ich jedenfalls habe den Eindruck, daß man ihnen nicht trauen kann. Wieviele Überlebende gab es bei ihnen?“

„Ein männliches Wesen, ich habe es in ein Zelt dort drüben bringen lassen. Ein paar Computerfachleute sind dabei, einen Translator zu installieren, und wenn der Fremde mitmacht, müßten sie schon einige Grundzüge seiner Sprache herausgefunden haben.“

„Was machen wir mit dem Schiff?“

„Wir bringen die Leichen zurück an Bord und infizieren sie mit einem ymiranischen Virus. Mit dem Transfax transportieren wir dann einen Felsbrocken in den Maschinenraum, und daran werden sich die Freunde dieser armen Teufel die Zähne ausbeißen. Wir haben keine Zeit, noch mehr mit ihnen zu machen.“

Wu wurde gerufen und eilte davon, während Counce brütend stehenblieb und seufzte. Von jetzt an mußten sie ihre Verteidigungsanstrengun-

gen verstärken, mußten jederzeit damit rechnen, ein Schiff der Fremden einzufangen und so zurückzuschicken, daß die Fremden nicht die Wahrheit über diese Katastrophen errieten.

Counce nahm nur unbewußt wahr, daß jetzt mit einem neuen Transfax ein riesiger Felsbrocken in das Schiff geschleudert wurde und im Maschinenraum eine Explosion hervorrief, die die Leichen der Fremden so verstümmelte, daß niemand mehr die wahre Todesursache erkennen konnte. Ein paar Löcher in der Außenhaut des Schiffes lieferten die Erklärung für vermißte Fremde, die waren dann eben ins All abgetrieben.

Counce schmerzten sämtliche Glieder, und während er jetzt langsam und ein wenig hinkend zu dem Zelt hinüberging, in dem sich der fremde Überlebende befand, wurde das Schiff der Fremden mit einem Transfax auf seine alte Bahn zurückgeschleudert. Wieder hatte man Sonnenmaterie eingefangen, planetenweit Kabel verlegt, und auch diese Aktion klappte; das fremde Schiff verschwand.

„Guten Abend, Said“, sagte ein Biologe, als Counce das Zelt betrat. Counce antwortete nicht, als er sah, was man hier gemacht hatte.

„Wer hat ihn so verschnürt?“ fragte er wütend und deutete auf Plastikbänder, mit denen der Fremde gefesselt war.

„Wir mußten ihn festbinden, denn er ließ sich nicht helfen“, sagte der Mann.

„Ihr müßt verrückt geworden sein“, sagte Counce müde und trat an das Lager des Verletzten.

„Jetzt könnt ihr weitermachen“, sagte er, als er die Fesseln entfernte.

Zögernd traten die Ärzte wieder an das Lager heran. Der Fremde bewegte sich etwas, und die Männer zuckten unwillkürlich zurück. „Weitermachen!“ befahl Counce. „Er muß doch merken, daß wir ihm helfen wollen.“

Aufmerksam beobachtete der Fremde, der einen gedrungenen Körper und kurze Gliedmaßen besaß, jede Bewegung der Menschen. Counce überlegte, wie er sich in gleicher Situation verhalten hätte, aber er stellte fest, daß es keine Vergleichsmöglichkeiten gab. Er würde nur hoffen, hoffen auf eine Möglichkeit der Verständigung zwischen den Rassen. Der Fremde war noch jung. Sein pelziger Körper war mit seltsamen Zeichen bemalt — was mochten sie bedeuten? Aber diese Frage mußte warten.

Immerhin war schon ein kleiner Sieg errungen: Der Fremde hatte erkannt, daß man ihm helfen wollte und ließ alles mit sich geschehen. Counce wandte sich an die Wissenschaftler am Translatorgerät.

„Kommt ihr voran?“ fragte er.

Eine Technikerin sah von ihrer Arbeit auf, und in diesem Moment erkannte Counce sie als eine Mitarbeiterin von Sam Singh bei Video India. „Es geht nicht“, sagte sie niedergeschlagen. „Wir wissen, daß die Fremden eine Sprache zur Verständigung benutzen, denn wir hörten sie während des Kampfes schreien. Der Verletzte hier hat aber noch keinen Ton von sich gegeben.“

„Versucht es immer wieder“, rief Counce, dann verließ er das Zelt. Er brauchte jetzt erst einmal Schlaf, und davon sehr viel. Zwischen Kisten und Ausrüstungsgegenständen fand er eine Ladung Winterkleidung, suchte sich eine windstille Ecke und machte sich ein warmes Lager zurecht. Innerhalb von Sekunden war er eingeschlafen.

\*

Als er erwachte, war es immer noch dunkel. Hungrig, aber ungemein erfrischt, sprang er auf.

Die Umgebung hatte sich völlig verändert, wie er mit einem Blick feststellen konnte. Mit Ausnahme des Zeltes war alles verschwunden. Auch alle Leute schienen zur Zentralbasis zurückgekehrt zu sein, um sich dort von den Strapazen der letzten Aktionen zu erholen. Er sah einen Transfax gleich neben dem Zelt mit dem Fremden stehen und ging darauf zu, als er plötzlich geblendet wurde. Das Energiefeld des Gerätes leuchtete auf, und bevor er etwas sehen konnte, hörte er eine vertraute Stimme.

„Said!“ Es war Falconetta, die er in ihrer dicken Winterkleidung kaum wiedererkannte. „Alles in Ordnung?“ fragte sie.

„Natürlich“, sagte Counce und erklärte kurz, was geschehen war. „Was ist in der Zentralbasis los?“ fragte der dann.

„Wir ersetzen unsere Verluste. Ram mußte zur Erde zurück, ich blieb hier, um zu sehen, wie es mit dem Fremden weitergeht.“

„Ich bin gerade erst aufgewacht; er ist dort im Zelt.“

Der Gefangene lag immer noch nur da und beobachtete, was die Menschen taten. Die Sprachexperten hockten über dem Translator, die Ärzte

hatten das Zelt bereits verlassen. Drei Hilfskräfte, die den Fremden mit Gegenständen aus seinem Schiff konfrontiert hatten, um ihn zum Sprechen zu bringen, saßen entmutigt neben dem Zelteingang.

„Nichts, absolut nichts“, antwortete einer der Männer auf die Frage der gerade Angekommenen. „Er bewegt sich nur ab und zu ein wenig, gibt aber keinen Laut von sich.“

„Manchmal glaube ich, daß wir uns besonders anstrengen, uns dumm anzustellen“, sagte Falconetta plötzlich. „Said, dieses arme Geschöpf denkt, wir bewachen es, wenn hier so viele Leute herumstehen. Schicke die Leute hinaus, bitte.“

„Sie wollen allein mit ihm bleiben?“ fragte der vorherige Sprecher.

„Was soll er mir tun? Schlimmstenfalls tötet er mich“, sagte Falconetta scharf. „Hinaus!“

Die Männer sahen zu Counce. Der nickte langsam, und kurz darauf war das Zelt leer.

Draußen standen die Männer zitternd unter klarem Himmel und bei eisiger Kälte, wartend auf das, was jetzt kommen würde. „Weiß sie auch genau, was sie tut?“ wurde Counce gefragt.

„Wenn jemand es weiß, dann ganz sicher sie“, entgegnete der Gefragte.

Plötzlich wurde die Plane des Zelteingangs zurückgeschlagen, und humpelnd und schwankend kam der Fremde heraus, gestützt auf Falconettas Schultern.

Sie lehnte alle Hilfsangebote der Männer ab und führte den Fremden zu einem Kistenstapel, wo sie ihn auf einen der Behälter setzte, um sich von der Last zu befreien. Der Fremde sah sich suchend um und mußte im gleichen Augenblick erkannt haben, daß er allein war, allein unter den Angehörigen einer fremden Rasse. Aber das war jetzt nicht wichtig, wichtiger war der Sieg, den die Menschen errungen hatten: Ein Fremder hatte ihre Hilfe akzeptiert!

Während sie immer noch schweigend dastanden, wurde plötzlich der Transfax aktiviert, und ein unbekannter Mensch trat heraus und kam zu ihnen herüber. Sie kannten ihn nicht, hatten dieses Gesicht noch nie gesehen, und der Unbekannte ging auch ein wenig unsicher, so als hätte er gerade erst gehen gelernt. Nach ein paar Schritten blieb er stehen, und plötzlich dämmerte die Erkenntnis in seinen Augen.

„Hallo, Anty“, sagte Falconetta sanft.

„So weit, so gut“, sagte Counce zufrieden, obwohl es ihm, wie immer auf der Zentralbasis auf Regis, viel zu warm war und er tüchtig schwitzte. „Wir haben den Durchbruch geschafft. Sein Name ist unaussprechbar für uns, aber er kennt ein Synonym für ‚Freund‘, und so nennen wir ihn ab jetzt. Das hat im übrigen psychologische Vorteile, wenn er später unsere Sprache richtig lernt.“

Er nahm sich ein weiteres Sandwich von einem Tablett auf Wus Tisch.

„Aber die Frage bleibt“, warf Katja ein, „was machen wir mit ihm? Wir können ihn nicht isoliert hier auf Regis halten und auch nicht nach Hause zurückschicken.“

„Machen wir eine Art Botschafter aus ihm“, schlug Wu vor. „Vorerst gibt es aber keine Alternative zu einem Aufenthalt auf Regis, bis die Zeit gekommen ist, weitere Kontakte zwischen uns und seiner Rasse aufzunehmen. Dann werden wir ihn bitten müssen, seinen Leuten über uns zu berichten.“

„Das kommt erst viel später“, sagte Counce. „Auf jeden Fall haben wir jetzt eine Atempause, aber die Fremden werden in naher Zukunft nach ihrem vermißten Schiff suchen und eine zweite Expedition nach Ymir schicken. Sie scheinen sich, wie diese erste Expedition gezeigt hat, brennend für diesen Planeten zu interessieren. Das nächstmal sind wir darauf vorbereitet, aber wir können das Experiment von heute nicht wiederholen, obwohl es halbwegs geklappt hat.“

„Anty Dreean ist aber nicht der Meinung, daß es geklappt hat“, sagte Katja. „Er meint, seine Idee war schlecht, weil die Fremden sofort geschossen haben und es zu keiner Verständigung gekommen ist.“

„Seine momentane Depression ist sicher auf den Schock der Erneuerung zurückzuführen“, sagte Wu. „Aber sicher wird es noch lange dauern, bis er sein Selbstvertrauen wiedergewonnen hat, das ist leider so. Ich war überzeugt, daß er ein großes Talent für uns ist.“

„Es dürfte nicht zu schwer sein, ihm wieder Mut zu machen“, meinte Counce. „Ich glaube, daß wir ihm schon in Kürze eine Aufgabe stellen können, wenn er sich an seinen neuen Körper gewöhnt hat.“

Wu wechselte das Thema.

„Wir können die anderen nicht ewig von Ymir fernhalten“, sagte er. „Vorerst aber müssen wir eine Landung dort mit allen Mitteln, notfalls mit Gewalt, verhindern. Unsere Pläne zur Evakuierung der Bevölkerung müssen verstärkt vorangetrieben werden.“ Er verstummte, als er Councess fragenden Blick sah.

„Darf ich mal kurz unsere Absichten und Pläne mit Ymir umreißen?“ fragte Counce. „Dann können wir unnötige Detaildiskussionen vermeiden und sehen vielleicht die Generallinie klarer.“

Die große Bedrohung Ymirs, wie wir die Sache sehen, liegt darin, daß die derzeitigen Bewohner dort wirklich die letzten sind, die wir uns für einen ersten Kontakt mit den Fremden wünschen können. Zum ändern ist der Planet von seinem Klima her ideal für die Fremden geeignet. Das bedeutet, daß eine menschliche Besiedlung dort fehl am Platz ist, was Basset jedoch immer noch nicht sieht. Eine wichtige Aufgabe unsererseits ist es nun, erstens die Menschen der Erde daran zu gewöhnen, unter sich einig zu werden, über alles Trennende wie Hautfarbe und Rasse hinweg, um dann besser in der Lage zu sein, mit den Fremden in Kontakt zu treten. Das zweite ist, daß wir die Fremden von unserem guten Willen überzeugen müssen. Wir können beides erreichen, indem wir ihnen Ymir überlassen und die jetzigen Bewohner über die restliche besiedelte Galaxis verstreuen. Die Zeit tut dann das ihre.“

Die Zuhörer schienen zu kennen, was er da eben gesagt hatte, und Katja warf nur lakonisch ein: „So?“

„Einen Augenblick Geduld noch. Natürlich reichen unsere Möglichkeiten nicht aus, das alles durchzuführen. Glücklicherweise ist Basset der Mann, der die technischen und finanziellen Möglichkeiten hat, und er arbeitet ja auch schon an dem gleichen Problem. Zur Zeit sind wir dabei, ihn immer mehr davon zu überzeugen, unseren Rat, unsere Hilfe anzunehmen. Ich glaube nun, daß es nicht mehr als noch ein paar Monate dauern wird, bis er zu Video India gehen wird, um eine Anzeige aufzugeben, wie ich es ihm geraten habe.“

„Das klingt gut“, sagte Wu, „aber...“

„Wir müssen daher“, fuhr Counce unbeirrt fort, „die Regierungen der verschiedenen Planeten davon überzeugen, daß sie jeweils dreihunderttausend Ymiraner auf ihren Planeten aufnehmen. Die Erde stellt diesbe-

zöglich kein Problem dar, aber wie steht es zum Beispiel mit Kung-Fe-tse, Wu?“

Der Direktor rieb sich das Kinn. „Das ist mehr eine akademische als eine praktische Frage. Wenn wir der Regierung dreihunderttausend gute Arbeiter versprechen, wird man zweifellos zustimmen.“

„Ich bin wirklich erleichtert über unsere Fortschritte“, sagte Katja mit bisher unbekanntem Gefühl für den Ernst der Lage. „Das erstemal, seit wir begonnen haben, sehe ich eine gute Chance für den Erfolg.“

\*

Alle Mitglieder der verschworenen Gemeinschaft, die durch das Wissen um große Geheimnisse und die Suche nach Antworten darauf miteinander verbunden waren, wurden jetzt wieder mit dem Transfax zu ihrem Heimatwelten zurückgebracht. Sie waren allesamt Idealisten, ob sie nun so jung wie Anty Dreean oder schon alt wie Ram Singh oder Verity waren. Auch Counce stand in der langen Reihe vor dem Transfax und wartete. Hin und wieder wurde er von den Umstehenden angesprochen, die aber bald merkten, daß er jetzt nicht sprechen wollte. Man respektierte seinen Wunsch. Counce dachte nach, er dachte nach über das, was sie alle in den letzten Stunden getan hatten.

Drehundert Jahre, dachte er, eine lange Zeit, zu warten, ob man recht behalten hat. Das geht an die Nerven. Immerhin war man jetzt weiter als bisher. Die Fremden hatten die gesamten Pläne zwar durcheinander geworfen, in dem sie ihr Leben so teuer wie möglich meinten verkaufen zu müssen, aber man wußte jetzt, wie man vorzugehen hatte. Wären die Menschen nicht so sehr von Toleranz und Vergebung durchdrungen, so hätte es bereits zu einer großen Schlacht kommen können, statt zu einem zwar blutigen, aber kurzen Scharmützel.

Selbstverständlich wußte man, daß ein Individuum dem anderen niemals ganz vertrauen konnte, aber ohne eben dieses Vertrauen konnte es keine konstruktiven Schritte zur Verständigung und Zusammenarbeit geben. Die Fremden hatten den Menschen nicht getraut, die scheinbar mühelos ihr Schiff aus der Bahn geworfen hatten — das mußte ein großer Schock für sie. gewesen sein. Counce hatte vor dreihundert Jahren seinen



Mitmenschen auch nicht getraut, aber er hatte lernen müssen, daß es ohne Vertrauen keinen Fortschritt geben konnte.

Counce betrat die Transfax-Plattform, um sich registrieren zu lassen, und selbst dabei war er in Gedanken immer noch woanders. Er dachte an die Vergangenheit, dachte daran, wie er damals, vor dreihundert Jahren, vor einer Reihe mathematischer Symbole gesessen hatte, die den Menschen letztlich völlige Bewegungsfreiheit im unendlichen All und die Unsterblichkeit gebracht hatten.

Zu der Zeit, als er die Gesetze der hyperphotonischen Energie entdeckt hatte, war die Auswanderungswelle von der Erde zu anderen Planeten gerade auf ihrem Höhepunkt angelangt. Alle Unzufriedenen und Sektierer hatten die Erde verlassen und versucht, auf anderen Welten Fuß zu fassen.

Die Technik, die er entwickelt hatte, konnte die Auswanderungswelle zu einer Explosion anschwellen lassen, denn sie bedeutete nichts anderes, als daß jeder in der Lage war, frei und ohne Zeitverlust von Welt zu Welt zu eilen, so, wie wenn man durch eine Tür trat. Und man konnte auch, vorausgesetzt, Größe und Energiemenge wurden angepaßt, alle nur denkbaren Güter auf fremde Welten schaffen. Counce war es damals so vorgekommen, als sei die Galaxis plötzlich nicht größer als sein Zimmer, in dem er saß.

Die zweitwichtigste Entdeckung zu diesem Zusammenhang war die, daß man alles, was durch diese Materietransmitter transportiert wurde, aufzeichnen konnte wie Musik auf einem Tonband, um jederzeit nach diesen Aufzeichnungen ein genaues Duplikat herstellen zu können.

Das bedeutete Unsterblichkeit — für wenige vorerst.

Counce hatte seinerzeit die ganze Nacht gesessen und darüber nachgedacht, was das Gesetz des Zufalls eigentlich schon lange vorher bewiesen hatte: daß irgendwo im All eine andere Rasse dabei war, sich auf die Planeten ihrer Umgebung auszubreiten. Er stellte sich bildlich vor, wie die Aussiedler von der Erde aus ihrem Transfax traten und sich einer fremden Rasse gegenübersehen. Da nicht einmal Einigkeit und Vertrauen unter den Menschen herrschten, mußte es unweigerlich zu Kämpfen, zu unzähligen Toten kommen.

Aber es gab noch weitere Konsequenzen seiner Erfindung.

Man kann Erkenntnisse nicht auf ewig unterdrücken, irgendwann würde ein anderer das Geheimnis des Transfax entdecken. Vielleicht nicht so bald, denn er selbst war nur durch einen dummen Fehler bei anderen Berechnungen darauf gekommen.

Counce war sich darüber im klaren, daß er selbst niemals diese Erfindung zu schädlichen Zwecken ausnützen würde, und er hatte sich daran gemacht, andere Menschen zu suchen, denen er trauen konnte. Er hatte Glück, und bald trugen seine Bemühungen gute Früchte. Er erinnerte sich noch genau an den ersten Menschen, den er eingeweiht hatte. Heute waren es dreitausend, und es wurden immer mehr.

Seine Gefühle am heutigen Tage waren gemischt. Er empfand weder reine Freude noch pure Enttäuschung. Jahrhundertlang hatte er sich ein göttähnliches Verhalten angemaßt, und mancher Mensch hatte sterben müssen, der es wert gewesen wäre, am Leben gehalten zu werden, aber Counce war von der Richtigkeit seines Vorgehens überzeugt, wurde allerdings jetzt der Verantwortung müde und wollte sie wenigstens teilweise von seinen Schultern wälzen. Er dachte an Ram Singh, an Falconetta, an Wu, an Katja, Verity und schließlich an Anty Dreean, in den er persönlich große Hoffnungen setzte und dem er vielleicht eines Tages die gesamte Verantwortung übertragen konnte. Dann wollte er nur noch vergessen, alles vergessen ...

## 16.

Nach ungefähr zwei Wochen hatte Enni jeglichen Widerstand aufgegeben, und sie hatte aufgehört, eine eigene Persönlichkeit zu sein. Manchmal flackerte ein Rest davon noch in ihren Augen auf, aber schon lange war ihr Verstand wie leergefegt. Sie gehorchte auf Befehle wie eine willenslose Marionette, sprach selten etwas, sondern saß fast immer nur reglos da.

Was man ihr angetan hatte, war nicht mit Schmerzen verbunden, jedenfalls nicht mit körperlichen, aber man hatte ihr Gehirn völlig umgekrempelt, hatte auch die intimsten und geheimsten Informationen herausgeholt. Es kam dem gleich, was man auf Ymir mit dem Verlust der Seele bezeichnet hätte.

Und immer noch waren diese Leute nicht zufrieden.

Sie hatten Ennis Reflexe getestet, hatten sie eingehend körperlich untersucht und waren trotzdem noch nicht zufrieden.

Teilnahmslos wie immer saß Enni auf ihrem Bett. Ihr Blick war auf einen kleinen Mann namens Basset gerichtet und ging doch gleichzeitig durch ihn hindurch. Dieser Basset kam in letzter Zeit oft, um selbst zu sehen, ob man Fortschritte gemacht hatte. Irgendwie spürte Enni, daß er verantwortlich für das war, was man ihr angetan hatte, und wenn sie ihn ansah, flackerte manchmal ganz kurz Haß in ihren Augen auf. Das war das einzige Gefühl, zu dem sie noch fähig war.

„Ich habe doch schon tausendmal gesagt, daß wir einfach nicht mehr aus ihr herausbekommen“, sagte Gold gerade. „Es ist einfach nichts mehr da, was zu holen wäre.“

„Aber wir haben noch nicht, was wir suchen!“ sagte Basset scharf.

„Dann ist es eben nicht vorhanden“, antwortete Gold kurz. „Sie müssen sich in die Tatsachen schicken, Basset, mehr kann ich dazu nicht sagen.“

„Verdammt!“ Erregt ging Basset auf und ab, wobei er gelegentlich Enni einen Blick zuwarf. „Wir müssen die Antwort einfach finden!“

Gold fuhr sich müde über die Augen. „Das Mädchen hilft uns da auf keinen Fall weiter, und wenn die subjektiven Erfahrungen und Erlebnisse in der ymiranischen Gesellschaft keinen Anhaltspunkt liefern, gibt es keine Hoffnung.“

Basset schlug die Hände zusammen und holte tief Luft. „Dann ... dann gibt es nur noch einen Weg!“

Obwohl er sich selbst haßte — das, was seine Leute Enni angetan hatten, ließ ihn nicht ganz unberührt-, ging er jetzt in sein Büro und rief eine Sekretärin herein. „Wenden Sie sich an die Reklameabteilung und finden Sie heraus, was bei Video India zur Zeit gut im Geschäft ist. Wir brauchen dann ein paar Minuten in der Falconetta-Show.“

Wenn die Sekretärin überrascht war, so zeigte sie es nicht, und eine halbe Stunde später meldete sie, daß der Auftrag ausgeführt sei. Eine weitere halbe Stunde später rief Gold an. Er schien völlig aufgelöst.

„Sie ... sie ist verschwunden!“ keuchte er. „Aus einem verschlossenen Raum ohne Fenster — das ymiranische Mädchen ist verschwunden!“

Basset antwortete nicht darauf, sondern unterbrach die Verbindung. Das hatte er erwartet, das paßte ganz genau. Oh ja, die andere Seite hielt

sich jetzt bestimmt für gerissener als er, aber er würde ihr das Gegenteil noch beweisen!

\*

Als Basset sich an diesem Abend nach Hause fahren ließ, war es keine Überraschung für ihn, als ein Diener ihm beim Betreten des Hauses sagte, er würde schon erwartet. Es sei derselbe Mann, der ihn schon einmal in einem Boot auf hoher See erwartet hatte.

„Guten Abend“, sagte Counce freundlich. „Bitte, setzen Sie sich.“

Basset blieb demonstrativ stehen und sah auf seinen Besucher hinab. „Sie müssen ja sehr mit sich zufrieden sein“, knurrte er. „Ich muß sagen, ein guter Trick, uns das Mädchen zuzuspielen.“

Counce hob eine Augenbraue. „Wie schön, daß Sie es bemerkt haben“.

„Entweder Sie haben mich belogen, als Sie sagten, die Lösung liege auf Ymir, oder meine Leute sind unfähig. Was ist es?“

„Keines von beiden“, erwiderte Counce und lehnte sich vor. „Sie verstehen, daß ich jetzt nicht zu sehr in Details gehen kann, um zu erklären, warum Sie und wir das gleiche Ziel erreichen wollen, wenn auch mit verschiedenen Mitteln. Sie selbst sind nicht imstande zu erkennen, daß die Fehler, die Sie machen, auf zwei Dingen beruhen: zum ersten, daß die Erdbewohner zu verwöhnt sind, im Vergleich zu den Kolonisten, und zum zweiten denken Sie zwar intensiv an Ihr Ziel, beachten aber zuwenig die Vergangenheit.“

Natürlich erkennt die Regierung von Boreas den Pferdefuß an Ihrem Vorschlag, Erdkolonisten aufzunehmen. Die Erdbewohner sind verwöhnt, weil sie sich auf das in der Vergangenheit Erreichte stützen können, und die Kolonisten, die sich alles selbst neu erarbeiten mußten, betrachten sie mit Neid und Mißgunst. Von da ist es nicht mehr weit, die Erdbewohner für eine Bedrohung zu halten. Wenn Sie allerdings die boreanische Regierung fragen würden, ob sie Arbeitskräfte von Ymir akzeptiert, dann ...“

Basset unterbrach ihn grinsend. „Das stimmt natürlich“, sagte er. „Niemand hätte die Ymiraner für gefährlich, eher schon für harmlose Irre. Und das würde natürlich Veränderungen auf den Kolonien bringen, würde Dämme einbrechen lassen ...“

„Glauben Sie nicht, daß Sie jetzt hier nur noch den Hebel anzusetzen brauchten, Basset, weil Sie das eingesehen haben. Wie wollen Sie die Ymiraner davon überzeugen, ihren Planeten zu verlassen? Glauben Sie mir, daß die Lösung dieses sekundären Problems Sie mehr Kopfschmerzen kosten wird, als alles andere bisher.“

Basset sah ihm ins Gesicht. „Das glaube ich“, sagte er langsam. „Wie aber wollen Sie das fertigbringen?“

„Wir haben Agenten auf Ymir“, sagte Counce vorsichtig. „Alles, was wir brauchen, sind Ihre technischen und finanziellen Möglichkeiten. Wir geben Ihnen eine gute Chance, uns später, wenn sich unsere Interessen trennen, zu überflügeln. Im Augenblick liegt aber das Interesse an einer Zusammenarbeit auf beiden Seiten.“

„In welcher Form stellen Sie sich das vor?“

„Ich gebe Ihnen genaue Daten später, kann Ihnen aber versichern, daß es Sie nicht mehr kosten wird, als Sie ohnehin ausgeben wollten. Wir brauchen Menschen, Material und Geld – vor allem aber Ihren Einfluß und Ihr Gewicht. Machen Sie mit?“

Counce sah genau, wie Basset sich innerlich dagegen sträubte, es war ihm buchstäblich vom Gesicht abzulesen. Aber er sah auch, daß er gewonnen hatte.

\*

Counce verzichtete darauf, die Nachricht mit einem Blatt Papier durch den Transfax zu jagen, statt dessen machte er sich selbst auf nach Regis, weil er gleichzeitig noch etwas anderes erledigen wollte. Bevor er die Erde verließ, sprach er noch einmal mit Falconetta.

„Wie geht es ihr?“ fragte er sie und brauchte nicht zu erklären, wen er meinte.

„Schlecht“, sagte Falconetta ungehalten. „Es scheint nichts, aber auch wirklich nichts mehr in ihr zu sein. Sie ist wie eine leere Hülle.“

„Hat Ram sie schon gesehen?“

„Nein, leider nicht. Er ist auf einem Video-India-Satelliten, um das Material zu sichten, das Basset uns geschickt hat. Basset konnte es sich offensichtlich nicht verkneifen, ein paar Tricks einzubauen, obwohl er genau

weiß, daß wir hypnotische Sendungen ablehnen. Ram sagt, er habe noch nie solche Schwierigkeiten gehabt, hinter die Tricks Bassets zu kommen.“

„Es kann ja auch sein, daß diese Dinge von Bassets Experten ausgeklügelt werden“, sagte Counce.

„Hat er zugestimmt?“ fragte Falconetta erst jetzt.

„Ja, natürlich. Ich gehe jetzt nach Regis, um mich mit Wu zu besprechen.“

Ich möchte dich allerdings noch um eines bitten, was du für mich erledigen kannst, wenn du Zeit hast. Es geht um folgendes ...“

Die Nachricht von Counces Erfolg verbreitete sich wie ein Lauffeuer auf Regis, und jeder eilte herbei, um ihm zu gratulieren. Counce vermißte allerdings jemanden.

„Wo ist Anty?“ fragte er, und plötzlich schwiegen alle.

„Es geht ihm nicht sehr gut“, sagte Katja nach einer Pause. „Wir finden einfach keinen Kontakt mehr zu ihm. Als ich ihn zuletzt sah, saß er am Rand des Lagers und starrte hinaus in die Gegend.“

„Das wurde ihm zu langweilig, und er ist jetzt in der Polarbasis, um das gleiche in der Eiswüste zu tun“, sagte Lotus Scharf ein wenig zynisch.

„Entschuldigt mich“, sagte Counce und bahnte sich einen Weg zum Transfax.

An der Polarbasis war nichts weiter zu sehen als unendliches Eis und das Zelt, in dem der Fremde untergebracht war. Wie Lotus gesagt hatte, wanderte Anty am Rande der Ausgrabungsstelle, wo sie den ersten Beweis für den Besuch der Fremden gefunden hatten, auf und ab und stieß gedankenverloren mit dem einen oder anderen Fuß einen Klumpen gefrorene Erde in die Grube. Er schien sich gut an den neuen Körper gewöhnt zu haben, denn seine Bewegungen waren sicher und geschmeidig. Aber seine ganze Haltung drückte Niedergeschlagenheit aus.

Es war immer ein Schock für Counce, einen Freund verändert vorzufinden, selbst wenn er, wie in Antys Fall, mitgeholfen hatte, die Transfaxaufzeichnungen zu ändern, um Anty einen besseren Körper zu geben. Das war eine delikate Sache gewesen, aber bisher war ihnen noch nie ein Fehler unterlaufen. Selbst wenn, so konnte man immer noch auf frühere, unveränderte Aufzeichnungen zurückgreifen.

„Anty“, sagte Counce und ging zu ihm hinüber. Gemeinsam schlenderten sie jetzt am Grubenrand entlang. Der junge Mann ließ sich kaum an-

merken, daß er die Ankunft des Freundes bemerkt hatte. „Ich habe Arbeit für dich, Anty“, sagte Counce. „Eine wichtige Sache.“

Anty schnaufte nur verächtlich. Sein neues Gesicht war dunkler als das vorige, mit einer langen Nase und einem hervorspringenden Kinn versehen. Aber es sah gut aus, und zusätzlich fielen noch lange schwarze Haare unter der Kapuze der Schutzkleidung hervor. „Gib diesen Job jemand anderem“, sagte Anty scharf. „Ich bin zu nichts mehr fähig.“

„Grämst du dich noch immer wegen des Verhaltens der Fremden? Wieso glaubst du eigentlich, daß du dafür verantwortlich bist, was geschehen ist?“

„Ich hätte es wissen müssen“, sagte Anty niedergeschlagen. „Genau wie du, wenn du mich schon fragst.“

„Es gibt nur eine Sorte von unverbesserlichen Dummköpfen, nämlich solche, die aus Erfahrungen keine Lehren ziehen“, sagte Counce wütend. „Du tust anscheinend alles, um dazuzugehören, aber es gelingt dir nicht so recht. Du selbst traust dir nichts mehr zu, ich tue es! Komm mit mir zurück zur Zentralbasis.“

Anty blieb stehen und musterte den Freund, als hätte er ihn seit Jahren nicht gesehen und erst jetzt erkannt. Dann nickte er zögernd und folgte ihm langsam.

Als sie aus dem Transfax traten, wurden sie von einer kleinen Gruppe erwartet. Unter den Menschen sahen sie ein junges Mädchen, blond, mit blauen Augen, die sich offensichtlich nicht für das interessierte, was um sie herum vorging.

„Das ist Enni Zatok“, sagte Counce leise. „Du hast ja von ihr gehört, nicht wahr? Du weißt, was sie durchgemacht hat. Zur Zeit reagiert sie kaum auf äußere Reize und hat sich völlig in sich zurückgezogen. Bevor sie Basset in die Finger fiel, war sie, so jedenfalls sagt Jaroslaw, einer der vielversprechendsten Rekruten auf Ymir. Ich gebe dir den Auftrag, sie behutsam aus ihren Träumen, aus ihrer Isolierung zu holen und sie zu einem vollwertigen Mitglied unserer Gemeinschaft zu machen, Anty. Sage nicht, daß du das nicht kannst; es ist der wichtigste Auftrag, den ich seit langer Zeit vergeben habe.“

Langsam schälte Anty sich aus der dicken Schutzkleidung, die er wegen der arktischen Kälte am Pol getragen hatte, dann ging er schweigend hin-

über zu Enni, die ihn reglos ansah. Als er eine Hand ausstreckte, um sie zu begrüßen, zuckte sie scheu zurück.

Aber nach ein paar Sekunden, als Anty sie freundlich anlächelte, vermeinte Counce die Spur einer ähnlichen Regung auf ihrem Gesicht gesehen zu haben.

Erleichtert seufzte er auf und ging davon.



„Wir werden schätzungsweise vier Monate brauchen, um alle Planeten zu besuchen, auf die wir die Ymiraner schicken wollen“, hatte Counce gesagt.

Basset hatte ihn zynisch angelächelt und den erklärten Gegner für gewisse Zeit als Verbündeten akzeptiert. „Sie können diese Zeit mit dem Materietransmitter sehr verkürzen“, hatte er geantwortet.

Counce hatte den Kopf geschüttelt und eiskalt gelogen: „Das würde unsere Energiereserven übersteigen, und im übrigen hätten Sie nichts anderes zu tun, als Ihre Techniker auf diesen Transmitter zu hetzen, um ihn auszuspionieren. Sie haben in Ihrem Schiff einen Metchnikow, er ist schnell genug für unsere Zwecke.“

Und so geschah es dann auch.

Basset hatte inzwischen einen großen Bekanntheitsgrad erreicht, und so wurde er auch vom Großen Lama auf Kung-Fe-tse mit dem gebührenden Respekt empfangen.

„Man sagt, die Ymiraner sind gute und willige Arbeitskräfte“, begann der Lama. „Das liegt vermutlich an den schlechten klimatischen Bedingungen auf diesem Planeten.“

Sie saßen im Freien unter einem Palmenbaum, ringsumher grünte und blühte es. „Aber“, so fügte er dann hinzu, „man sagt auch, daß sie stur und intolerant sind. Ich bezweifle, ob sie mit meinem Volk zusammenleben können.“

Nach und nach gelang es aber den Besuchern von der Erde, die Bedenken des Lama zu zerstreuen, und als man ihm technische und wirtschaftliche Unterstützung zusagte, wurde er schließlich umgestimmt.

Den Präsidenten von Boreas kannte Basset schon von früher, aber trotzdem gelang es ihm nicht, mehr als, die Zusage zu erhalten, daß die Sache geprüft werden würde. Man merkte allerdings dem Präsidenten an, als Basset von wirtschaftlicher Hilfe sprach, daß er bald auf das Angebot eingehen würde. Immerhin hatte er auf seinem Planeten weite Landstriche, die sonst niemand bewohnen wollte, und sollten die Ymiraner doch sehen, wie sie dort fertig wurden.

„Warum, bei allen Göttern, wollen dreihunderttausend Ymiraner plötzlich ihren Planeten verlassen?“ fragte der Diktator von Zeus geradeheraus. „Sagen Sie nichts“, sagte er und hob eine Hand, um Basset am Sprechen zu hindern. „Ich nehme an, daß sie es satt haben, weiter wie Fakire zwischen Eisbergen und Schneewüsten zu leben. Dreihunderttausend sind aber verdammt viele, die plötzlich vernünftig werden.“

„Das ist eine sich schon länger abzeichnende Entwicklung“, erklärte Basset.

„Aber warum interessieren Sie sich gerade dafür?“

Basset grinste verschwörerisch. „Drehunderttausend Menschen, die eingesehen haben, daß die Genüsse eines angenehmen Lebens doch nicht zu verachten sind, werden gute Käufer und Kunden sein“, erläuterte er. „Ich könnte für die entsprechenden Warenmengen sorgen, und wenn Sie dann einen kleinen Zoll darauf legen ...“

Der Diktator nickte. Diese Sprache verstand er. Er ließ sich einen Schreibstift geben und unterzeichnete den von Basset vorbereiteten Vertrag.

Und so ging es vier Monate lang weiter. Am Ende dieser Zeitspanne hatten sie für alle Ymiraner — bis auf einen Rest von einer halben Million — neue Arbeitsplätze und Wohnungen geschaffen.

„Den Rest übernimmt die Erde, okay?“ fragte Counce Basset. Der andere zuckte die Achseln.

„Wahrscheinlich. Ich habe allerdings den Eindruck, daß wir hier zu schnell gearbeitet haben. Wissen die Ymiraner überhaupt schon von diesem Plan?“

„Noch nicht“, sagte Counce grimmig. „Aber ich wette, daß viele von ihnen wünschen, sie wären schon lange weg von diesem Planeten ...“

\*

Als die *Amsterdam* das nächstmal auf Ymir landete, war Jaroslaw Dubin nicht zu Hause. Verärgert ging Kapitän Leeuwenhoek zum Ältestenrat in Festeburg und verlangte Auskunft.

„Niemand weiß, wo er ist“, beeilten sich die Ältesten zu versichern, während Leeuwenhoek sie mißtrauisch musterte. Ihm schien es, als sei die Aufrichtigkeit der Männer nur gespielt.

„Wie Sie wollen“, brüllte er, nachdem er sich das noch eine Weile angehört hatte. „Wir haben Sie gewarnt, daß es uns nichts ausmachen wird, diesen Planeten einfach zu übersehen, wenn Jaroslaw Dubin etwas geschieht. Ich fliege diesen Kühlschrank sowieso meist mehr aus Menschenliebe an als aus geschäftlichen Gründen, und das trifft auch auf meine Kollegen zu. Als ich zuletzt hier war, versuchten Sie Jaroslaw mit dem Verschwinden eines Mädchens in Verbindung zu bringen, ich hätte also geglaubt, daß so versierte Lügner wie Sie mit einer besseren Ausrede als einer einfachen Verneinung aufwarten können!“

Die Ältesten sahen sich betroffen an. Sie dachten an die wichtige Ladung der *Amsterdam*: Sperma zur Viehzucht, kältebeständiges Getreide.

Aber alle Proteste waren vergebens: Leeuwenhoek startete mit seinem Schiff und schwor vorher, diesen Planeten nie mehr anzufliegen.

Erschüttert begannen die Ältesten nach Jaroslaw zu suchen — denn es war die Wahrheit: Sie wußten nicht, wo er sich befand.

Man stellte ganz Festeburg auf den Kopf, stülpte Jaroslaws Haus um, denn es reichte ja schon, wenn man seine Leiche fand und als Beweis den Raumfahrern vorlegen konnte.

Aber Jaroslaw Dubin blieb spurlos verschwunden.

Jemand vermutete, Jaroslaw habe sich wohl ein Loch gegraben, sei hineingekrochen und habe es hinter sich zum Einsturz gebracht, so daß er jetzt verschollen war. Dieser Jemand ahnte nicht, wie nahe er damit der Wahrheit kam, denn Jaroslaw war durch seinen Transfax gegangen und hatte das Gerät nachgeholt, so daß man in seinem Haus nichts mehr vorfand.

Erwartungsvolle Spannung machte sich breit, als das nächste Raumschiff zur Landung ansetzte. Aber es erging den Ymiranern wie mit Leeuwenhoek: Der Kapitän glaubte ihnen nicht und verschwand wieder samt Ladung. So ging es die nächsten zwei Monate weiter, und schon zog der Hunger in die Städte des Planeten ein.

Die älteren Ymiraner erklärten das für eine Prüfung Gottes, der damit seine Kinder anhalten wolle, die alten Ziele der Gründungsväter nicht zu vergessen. Aber das überzeugte nicht die Eltern von unzähligen hungrigen Kindern, die den ganzen Tag klagten und schrien.

Unter den jungen Menschen begann jetzt die Saat von Jaroslaws jahrelanger Arbeit aufzugehen. Erschrocken mußten die Älteren feststellen,

daß ihre Kinder offen zugaben, mit Jaroslaw Kontakt gehabt zu haben, und überhaupt, daß er recht und sie unrecht behalten hätten. Man warf den Älteren vor, Jaroslaw beseitigt und damit schuld an der Misere zu haben.

Dann blieben die Schiffe aus dem All ganz aus: Es mußte sich herumgesprochen haben. Den Ymiranern wurde plötzlich klar, daß sie isoliert und völlig hilflos waren.

Jetzt wurde eine lang unterdrückte Spannung frei. Die Älteren konnten ihre Kinder nicht mehr beruhigen, Gruppen von Jugendlichen zogen durch die Straßen, bewarfen Häuser und alles, was sich ihnen in den Weg stellte, mit Steinen. „Wenn man uns schon Hungers sterben lassen will, dann sollen die zuerst daran glauben, denen wir das zu verdanken haben!“ schrien sie.

Aber schließlich ebbte auch dieser Aufruhr immer mehr ab, weil der Hunger schlimmer wurde und jeder seine Kräfte für andere Dinge als für Demonstrationen benötigte. Leute, die so unvorsichtig waren, durchblicken zu lassen, daß sie noch Nahrungsmittelvorräte besaßen, wurden gehängt und umgebracht, und es dauerte nicht lange, da wurde der halb verzehrte Körper eines Babys auf der Straße gefunden ...

\*

„Die Ymiraner werden nie wieder behaupten, daß sie besser als andere Menschen sind“, sagte Counce mit steinernem Gesicht. „Ich glaube, wir können beginnen.“

Basset nickte. Counce und er befanden sich in einem Raumschiff, das im Konvoi mit anderen Ymir umkreiste. Counce hatte jetzt, was er dringend benötigte, nämlich Schiffe, Menschen und Einfluß.

Auf Bassets Befehl hin schwenkten die Schiffe in eine Landebahn ein, und kurz darauf dachten die Ymiraner, ein Wunder geschähe. Sie, die sich schon damit abgefunden hatten, zum Tode verurteilt zu sein, sahen plötzlich wieder eine Überlebenschance. Die Wut und der Haß verebten, und man wartete schweigend auf die Landung der Schiffe.

Counce führte eine Gruppe von Leuten an, die mit ihm in seinem Schiff direkt auf dem Landefeld von Festeburg gelandet waren. Er hatte erwartet, daß die Ymiraner die Schiffe wütend stürmen würden, aber sie stan-

den nur demütig da. Sie schienen immer noch nicht glauben zu können, was sie da sahen, und wollten nicht Gefahr laufen, die schöne Illusion zu zerstören.

Counce blieb mit seinen Leuten ein paar Schritte vor einer Ansammlung von Ältesten stehen.

„Wir bringen Nahrungsmittel“, sagte er, und ein Schiffslautsprecher ließ seine Stimme über den ganzen Platz erschallen. Ganz schwach erhob sich hier und da Begeisterung, verstummte aber sofort wieder.

„Wir haben nicht viel mitgebracht, und wir werden auch nicht mehr bringen, denn wir haben Besseres zu tun, als Dummköpfe mit Almosen zu unterstützen.“

Ein Murren erhob sich, das aber schnell erstarb.

„Jawohl, Dummköpfe seid ihr! Eure Vorfahren kamen von Welten, auf denen es sich leichter leben ließ, wo man nicht wie ein Tier arbeiten mußte, und sie haben euch dazu verdammt, von anderen Almosen anzunehmen! Diese Welt ist nicht für menschliche Besiedlung geeignet!“

Ein junger Mann, vielleicht achtzehn Jahre alt, sprang vor und hob wütend die Faust. „Das stimmt!“ schrie er.

„Ihr habt lange genug das auserwählte Volk gespielt“, rief Counce und wandte sich wieder an die Ältesten, die unruhig mit den Füßen scharrtten. „Ich glaube, die letzten Wochen und Monate haben euch gezeigt, daß ihr stolz und fanatisch seid, was euch aber nicht davor bewahrt hat, zu verhungern!“

Die Ältesten schwiegen betroffen.

„Wir geben euch eine letzte Chance“, schloß Counce. „Weil wir nicht glauben, daß jeder, der anders ist als wir, ein Feind ist, haben wir große Schwierigkeiten auf uns genommen, um euch mit Nahrungsmitteln zu versorgen und zum anderen die Möglichkeit zu geben, euch auf anderen Welten einzuleben, wo gemäßigte Klimas herrschen. Ich stelle zur Wahl: Bleiben und verhungern, oder Ymir verlassen und leben.“

Er brauchte nicht lange auf eine Antwort zu warten.

Natürlich gab es immer noch ein paar Fanatiker, die meinten, ihre Mitmenschen warnen zu müssen, das Angebot nicht anzunehmen, aber sie mußten überrascht feststellen, daß jahrelange strenge Erziehung und Isolation von anderen Welten nicht hatten dafür sorgen können, daß eine

Anzahl gelegener und verdrängter Empfindungen sich in bisher nicht gehörten Worten Luft machte.

Die Raumschiffe brachten aber nicht nur Nahrung, sondern auch Bauteile für neue Raumschiffe samt Antrieb, Sauerstoffgeneratoren und Zubehör, und diese Schiffe waren in der Lage, Tausende von Ymiranern auf einmal aufzunehmen.

Als schließlich Berichte aus den anderen vier Städten des Planeten eintrafen, die von einer ähnlichen Situation dort berichteten, sagte Basset verwirrt zu Counce:

„Ihre Agenten auf Ymir scheinen gut vorgearbeitet zu haben, das hatte ich nicht erwartet.“

Counce antwortete trocken: „Vielleicht vergessen Sie zu leicht die Natur des Menschen; der Hunger weckte gewisse Gefühle in ihnen. Auf der Erde hungert ja zur Zeit niemand, nicht wahr?“

Basset schwieg; es schien, als versuche er zu ergründen, was die Zukunft bringen mochte. Zweifellos hoffte er immer noch, Counce übertrumpfen zu können und eines Tages als Retter der Menschheit dazustehen.

Zum Glück für die Menschen- und die Fremden — waren das Vorstellungen, die niemals verwirklicht wurden.

## 18.

„Ich begreife das einfach nicht“, sagte Lecoq wütend. „Diese Ymiraner haben sich zu den anderen Planeten wie Schafe zu einer Schlachtbank führen lassen, nur, daß niemand geschlachtet wurde.“

„Es gibt keinen Anhaltspunkt, wo dieser Counce sein könnte“, sagte Basset; es klang mehr wie eine Feststellung als eine Frage.

Diese mysteriöse Gruppe um Counce hatte also ihre Versprechungen eingehalten — alles war so gekommen, wie vorhergesagt: Ymir evakuiert, die Ymiraner akzeptiert und toleriert auf anderen Welten. Der Damm war gebrochen, und jetzt, wenn alles vorsichtig angefaßt wurde, konnte sich zwischen den Welten wieder ein reger Verkehr entwickeln, die Isolation der Kolonien wurde aufgeweicht.

Basset bemerkte erst jetzt, daß Lecoq ihm antwortete. „Nein, keine Anhaltspunkte“, sagte er niedergeschlagen. „Wir ließen ihn gut beobachten, aber in dem Augenblick, als ihm unser Mann den Rücken zuwandte, war

er verschwunden. Ich habe den Mann entlassen, werde aber das Gefühl nicht los, daß er nichts dafür kann.“

„Zwei Dinge sind klar“, sagte Basset abrupt: „Wir können keine so mächtige Gruppe neben uns dulden, und wir brauchen ihren Materietransmitter. Wir können es nicht mehr hinnehmen, daß man uns für andere Zwecke benutzt.“

Lecoq sah ihn verwirrt an. „Ich kann nicht erkennen, was die anderen eigentlich wollen. Sie scheinen alles getan zu haben, was wir wollten.“

„Aber nicht mit dem gleichen Ziel, das steht fest. Haben wir eine einzige Person auftreiben können, die vielleicht in Verbindung mit diesem Counce steht?“

„Wir haben einen Verdacht in dieser Richtung bei mehreren“, sagte Lecoq und öffnete einen Schnellhefter, um ein paar Seiten Papier herauszunehmen. „Zweifellos steckt dieser Ymiraner Dubin mit ihm unter einer Decke, aber auch er ist nirgends zu finden, wir suchen ihn aber noch.“

„Wir können nicht ausschließen, daß er von Counces Gruppe entführt wurde“, bemerkte Basset. „Wer noch?“

„Vermutlich auch mehrere Leute von Video India. Ich habe die Mitarbeiter bei der Falconetta-Show unter die Lupe genommen, und gut ein Dutzend verschwinden hin und wieder ganz plötzlich und mit unbekanntem Ziel. Falconetta selbst gehört dazu.“

Basset zog die Brauen hoch. „Das ist keine Überraschung, muß ich sagen. Was ist mit dem Alten, der die Sendung produziert — der sich über unseren Werbespot beklagt hat?“

„Ja, er gehört auch zu dem Kreis. Auf allen äußeren Welten gibt es einzelne Personen, die gut und gern mit Counce zusammenarbeiten könnten. Sie nehmen die Ymiraner in Empfang und verschwinden wieder, wenn alles geregelt ist. Wir haben noch keinen nachweisen können, daß er mit einem Materietransmitter gekommen oder gegangen wäre. Alle diese Leute sind respektable und geachtete Bürger — Wissenschaftler, Ärzte, Psychologen, aber von niemandem hätte man erwartet, daß er sich für die Gruppe der Einwanderer verantwortlich fühlt.“

Basset nickte. „Ich glaube, da gewisse Zusammenhänge zu erkennen. Wenn ich mich nicht irre, haben wir es hier mit einer großen, seit langer Zeit vorbereiteten Aktion einer Untergrundbewegung zu tun, die sich ganz genau ihre Mitglieder aussucht und ihnen zur Belohnung für Gehor-

sam und Schweigen unter anderem den Materietransmitter anbietet. Gerade solche technischen Möglichkeiten sind es, die es uns schwer machen, in die Gruppe einzudringen. Ich glaube kaum, daß wir jemanden von ihnen kaufen können, selbst wenn wir genau wissen, daß er dazugehört.“

„Es war sicherlich als Warnung gedacht, als sie das Mädchen einfach weggeholt haben“, sagte Lecoq niedergeschlagen. „Ich glaube, sie überwachen ganz genau ihre Leute, und wenn jemand unzuverlässig erscheint, sorgen sie dafür, daß er die Organisation nicht verraten kann.“

„Wir müssen den Materietransmitter haben“, sagte Basset. „Ohne diese Erfindung könnte die Gruppe nicht existieren. Warum hat ihn eigentlich noch kein anderer erfunden?“

„Vielleicht bemerken sie jedesmal früh genug, wenn das der Fall ist“, sagte Lecoq. „Dann kaufen sie den Erfinder oder bringen ihn zum Schweigen.“

Basset schüttelte den Kopf. „Das übersteigt sicherlich ihre Fähigkeiten, und immer wird ihnen das nicht gelingen. Aber, nebenbei: Wie viele Menschen außer uns wissen eigentlich von der Existenz dieser Gruppe um Counce?“

„Niemand, auch unsere Angestellten und Mitarbeiter nicht. Alle halten die Evakuierung Ymirs für Ihre Idee, die ich praktisch durchgeführt habe. Es wäre uns wohl kaum nützlich, wenn unsere Leute merkten, daß wir unter Druck gehandelt haben.“

„Sehr richtig“, sagte Basset und blätterte in den Papieren, die Lecoq ihm gegeben hatte. „Wir müssen jetzt die vielversprechendsten Leute auf dieser Liste überprüfen und ihnen irgendwie Informationen entreißen.“

„Fangen wir bei Video India an?“ fragte Lecoq. Basset nickte schweigend.

\*

Counce war sofort nach Regis zurückgekehrt, als er merkte, daß er die Evakuierungsarbeiten Basset und seinen Leuten überlassen konnte. Viel war noch zu tun- mit „Freund“, dem Überlebenden, der Fremden, mit Enni Zatok, mit Anty Dreean, und es war ziemlich sicher, daß Basset sich nicht mit dem zufriedengeben würde, was er hatte. Früher oder später



würde er sich durch Counce und seine Gruppe bedroht fühlen und versuchen, sie zu vernichten.

Counce beglückwünschte Anty zu dem großartigen Erfolg, den er mit Enni gehabt hatte, obwohl er wußte, daß es zum größten Teil die gesunde menschliche Natur war, die diese Arbeit geleistet hatte. Jetzt stand er mit dem jungen Mann neben dem Transfax, und sie sahen hinüber zu der Stelle, wo das junge Mädchen sich in der Sonne bräunte. Sie trug nichts weiter als eine dunkle Brille gegen die Sonne, und daran ließ sich am leichtesten erkennen, welche Veränderungen in ihr vorgegangen waren: Sie hatte die größten Komplexe, besonders betreffs der Kleidung, abgelegt.

„Es ist wie überall“, sagte Counce nach einer Weile. „Ein Mensch, der gewaltsam versucht, nicht nach den Grundsätzen der Notwendigkeit vorzugehen, wird eines Tages Schiffbruch erleiden. Nehmen wir nur unseren Annäherungsversuch an die Fremden.“

„Ich sehe da keinen Zusammenhang“, sagte Anty blinzelnd.

„Nein? Denke darüber nach. Als sie aus ihrem Schiff hervorkamen und sofort zum Angriff übergingen, wurden sie von einem solchen Motiv getrieben. Wir dagegen handelten streng nach den Grundsätzen logischer Notwendigkeit. Daß unsere und die Rasse der Fremden sich feindlich gegenübergetreten sind, ist eine Katastrophe; wir können zwar weiter behaupten, daß unsere Versuche, friedlichen Kontakt herzustellen, idealistisch waren, aber im Grunde ging es auch uns nur darum, unsere Haut zu retten. Nicht die Aussicht auf zukünftige friedliche Zusammenarbeit hat uns getrieben.“

„Ich verstehe“, sagte Anty.

Counce musterte den jungen Mann ein paar Sekunden von der Seite. Der neue Körper sah wirklich gut aus, und ein wenig Neid stieg in Counces Seele auf, verschwand aber sofort wieder.

„Hübsch, nicht wahr?“ sagte er wie beiläufig.

„Wer? Enni, oh ja“, sagte Anty in einem vergeblichen Versuch, seine wahren Gefühle zu verbergen. Counce lächelte wissend und ging.

Als er sich Wus Büro näherte, wurde dort die Tür aufgerissen, und der Direktor kam herausgelaufen. „Neuigkeiten von Ram!“ rief er schon von weitem. „Basset hat endlich zwei und zwei zusammengezählt.“

„So, hat er?“ sagte Counce, und gemeinsam betraten sie das Innere des Gebäudes. Wu hatte seine Ventilatoren auf vollen Touren laufen, so daß fast das Papier vom Schreibtisch geweht wurde.

„Das ist kein Zufall“, erklärte er, „daß zwei von Bassets Leuten sich erkundigen, was Falconetta und unsere anderen beiden Agenten in ihrer Freizeit tun.“ Er wartete auf eine Reaktion von Counce.

„Dann liefern wir ihnen doch die gewünschten Informationen“, sagte Counce ungerührt.

„Was? Bist du verrückt geworden?“

„Keineswegs; wir mußten damit rechnen, seit wir uns teilweise an die Öffentlichkeit wagten und Basset um Hilfe baten. Wenn er nun auch ein wenig schneller arbeitet, als wir annahmen, so ist das nicht weiter schlimm.“ Counce setzte sich in einen Sessel. „Ich sehe die Sache so: Solange Basset genügend Informationen über uns erhält, bleibt er friedlich. Außerdem besteht kaum eine Chance, daß er mehr herausbekommt, als wir ihn wissen lassen wollen. Bitte, sage Ram, er möge ihm so viele Informationen geben, daß er wieder hierher nach Regis kommt.

Ich möchte Basset hier haben, hier, wo wir mit ihm nach unseren Bedingungen umspringen können.“ Counces Blick schien sich zu umwölken, als überschatteten düstere Gedanken seine Worte. „Weißt du, Wu, mir scheint, als gebe es im Grunde nur zwei Arten von Menschen, Archetypen, wenn du so willst. Ich vertrete die eine Richtung, Basset die andere.

Wußtest du, daß ich praktisch genauso alt war wie er, als ich den Transfax entdeckte? Basset ist ein brillanter Kopf, und ohne überheblich sein zu wollen, kann ich das auch von mir behaupten. Ich denke allerdings anders als er. Wir beide gehen streng nach einem Plan vor, wobei wir jedoch von verschiedenen Motiven getrieben werden.“

Wu setzte sich schweigend; er hatte das unangenehme Gefühl, hier ein unerwünschter Zuhörer zu sein, und daß Counce mehr mit sich selbst sprach.

„Vielleicht hätte Basset, wäre er in der gleichen Lage gewesen wie ich, gesehen, daß ihm mehr als die Spanne eines Lebens Zeit zur Verfügung stand, seinen Plan zu verwirklichen, genauso gehandelt wie ich, obwohl ich das nicht so ganz glauben kann. Er hätte sich einen Dreck darum gekümmert, daß die Ymiraner auf einem Planeten leben müssen, der für menschliche Besiedlung nicht geeignet ist, und er hätte sie nur als Werk-

zeug für seine Pläne mißbraucht.“ Counce erhob sich und sagte: „Ram wird es schon machen. Ich möchte, daß Basset hierherkommt, ohne genau zu wissen, was ihn erwartet. In seinem Privatschiff.“

Wu nickte, obwohl er keine Vorstellung hatte, worum es ging.

„In der Zwischenzeit gehe ich zur Polarbasis und sehe mal nach, was ‚Freund‘ macht. Ich habe das Gefühl, als hätten wir da etwas übersehen.“

Wu blinzelte erschrocken. „Was?“

„Falconetta hat sehr schnell sein Vertrauen gewonnen, und warum sollten wir nicht auch das Vertrauen seiner Rasse gewinnen? Ymir ist verlassen, warum machen wir nicht eine Geste des guten Willens? Sie sollen diesen Planeten für sich behalten, wenn sie dafür unsere anderen Kolonien in Ruhe lassen. Vielleicht gestehen wir ihnen auf Regis auch einen Stützpunkt zu, wobei wir natürlich die Bedingungen diktieren. Die Informationen, die wir dabei über ihre Psyche gewinnen, wiegen die ganzen Schwierigkeiten bei der Kontaktaufnahme mehr als auf.“

„Das klingt vernünftig“, sagte Wu. „Ja, das klingt sogar vielversprechend. Wann willst du damit beginnen?“

„Sofort“, sagte Counce und ging.

## 19.

Als Said Counce aus dem Transfax hinaus in die kalte Polarluft trat, bemerkte er sofort einige Veränderungen. „Freund“ hatte Eigeninitiative entwickelt und sich so eingerichtet, wie er es gern haben wollte. Counce sah ein Gebäude, einer menschlichen Behausung nicht unähnlich. Es war nicht mehr als eine Hütte aus gefrorenen Erdschollen, die Fugen waren mit Eis verstopft. Davor entdeckte Counce so etwas wie einen Garten: farbige Steine und ein kurzes, grau-grünes Gewächs, das aus Saatgut des fremden Schiffes stammen mußte.

Counce ging zum Eingang und klopfte. Falconetta öffnete ihm.

Die seltsame Hütte war ziemlich spartanisch eingerichtet. Außer einer Couch aus dem Schiff und ein paar Kisten als Ablage für verschiedene Gegenstände sah Counce nur noch einen Translator, der in der Mitte des Raumes aufgestellt war. „Freund“ selbst lag auf der Couch, Falconetta ließ sich auf einem Kissen ihm gegenüber nieder und machte eine einladende Handbewegung zu Counce.

„Hallo, Said“, sagte sie. „Nett, dich zu sehen. ‚Freund‘, das ist ...“

Der Translator stieß eine Reihe brummender und knurrender Laute aus, und es war für Counce überraschend, seine eigene Stimme gleichzeitig in der Sprache des Fremden zu hören. Falconetta schien sich schon daran gewöhnt zu haben.

„Ich erinnere mich“, antwortete der mit einer tiefen, männlichen Stimme. „Du warst der erste, der mich losband, als ich hier ankam. Ich habe mich nie dafür bedankt, weil ich Angst hatte, aber jetzt habe ich keine Angst mehr.“

Counce spürte Zufriedenheit in sich aufsteigen. Er lächelte den Fremden an und hoffte, daß der dieses Entblößen der Zähne so deutete, wie es gemeint war.

„Habe ich dir schon erzählt“, sagte Falconetta, „daß ‚Freund‘ auf dieser Expedition als Experte für Ökologie und Besiedlung mitgeflogen ist? Die Fremden scheinen viele uns verwandte Wissensgebiete zu haben.“

„Und nach ökologischen Gesichtspunkten“, sagte „Freund“, „ist mir inzwischen klar geworden, daß diese Galaxis genügend Raum für uns beide bietet. Wir werden zu gegenseitigem Vorteil zusammenarbeiten können. Das klingt seltsam, aber ich bin überzeugt davon.“

„Ich glaube, ich sollte dir etwas zeigen“, sagte Counce nachdenklich. „Falconetta, hast du etwas Zeit? Wirst du auf der Erde nicht gebraucht?“

„Ich habe bis gestern dort alles erledigt und habe Zeit“, antwortete die Frau.

„Gut“, sagte Counce. „Gehen wir.“

\*

Es war kein Problem, „Freund“ per Transfax mit nach Ymir zu nehmen. Vermutlich hatte er schon lange vermutet, daß die Menschen ein solches Gerät besitzen, wie sonst hätten sie sein ganzes Schiff aus der Bahn werfen können?

Ymir war natürlich noch nicht ganz verlassen — Häuser und Städte wiesen auf die frühere menschliche Besiedlung hin, auf den Feldern stand noch Getreide, und hier und dort trieb sich hungerndes Vieh herum, das bei der Evakuierung zurückgelassen worden war. Ansonsten aber war der Planet leer.

Um Energie zu sparen, hatte Counce einen Transfaxempfänger vorausgeschickt und an einer übersichtlichen Stelle placiert, von der aus sie einen guten Teil der Planetenoberfläche einsehen konnten: die grauen Berge, Felslawinen, Eis, das trübe Meer.

Nacheinander traten sie hinaus, erst Counce, dann „Freund“, und schließlich Falconetta. Die beiden Menschen froren in dem eisigen Wind, der Fremde aber trat fast ehrfurchtsvoll ein paar Schritte vor.

Während er sich langsam umsah, lächelte Counce Falconetta siegessicher zu. Counce ging zu dem tragbaren Translator und sprach „Freund“ an.

„Das ist der Planet, den ihr euch von oben angesehen habt“, erklärte er, und der Fremde fuhr überrascht herum.

„Das ist unmöglich“, drang es aus dem Translator. „Wir stellten fest, daß er bewohnt ist.“

Vor Counces geistigem Auge passierte das Revue, was hier seit diesem Zeitpunkt geschehen war, aber für lange Erklärungen hatte er später noch Zeit, und er riß sich zusammen. „Wir brauchen diesen Planeten nicht. Ein paar Menschen versuchten hier zu leben, aber der Planet ernährt sie nicht. Als wir dann merkten, daß deine Rasse solche Planeten sucht, dachten wir uns, daß ihr sie besser gebrauchen könnt. Stimmt das?“

„Und ob das stimmt.“ Der Fremde warf seine Arme in die Luft. „Das ist der großartigste Planet, den ich je gesehen habe!“

„Freund“ lief ein paar Schritte davon, um den Planeten näher in Augenschein zu nehmen, und die beiden Menschen folgten ihm. Es dauerte knapp zwei Stunden, bis sie wieder zurück zum Transfax kamen. Sie waren gerade in Sichtweite, als sie merkten, daß sie schon erwartet würden.

„Entschuldigt mich“, sagte Counce und lief schon vor. Als er näher kam, erkannte er Katja.

„Hier steckst du also“, rief sie. „Mir wäre es lieb, du würdest immer hinterlassen, wo du dich gerade befindest. Wir suchten bald die halbe Galaxis ab!“

„Wir haben uns hier ein wenig amüsiert“, sagte Counce. „Was gibt es?“

„Wir haben entdeckt, daß ein zweites Schiff der Fremden auf Ymir zufliegt. Bevor wir etwas unternehmen, wüßten wir gern, was du vorhast.“

„Wie lange wird das Schiff bis hierher brauchen?“

„Noch zwei oder drei Tage“, sagte Katja. „Wir haben noch acht Stunden Zeit, wenn wir es mit dem Transfax einfangen wollen.“

„Zwei oder drei Tage“, wiederholte Counce nachdenklich. „Okay, wir lassen sie ruhig kommen, und wenn sie hier sind, wird ein kleines Empfangskomitee bereitstehen. Regis Zentralbasis“, fügte er hinzu und trat durch den Transfax, bevor Katja auch nur ein weiteres Wort sagen konnte.

\*

Counce hätte einiges dafür gegeben, telepathische Fähigkeiten zu besitzen, als die Fremden landeten und feststellten, daß einer der ihren bereits auf sie wartete. Zu gern hätte er gewußt, was sie dabei dachten, statt nur immer raten zu müssen.

Stundenlang hatten er und Falconetta mit dem Fremden gesprochen, mal gemeinsam, dann wieder jeweils allein. Sie hatte ihm klargemacht, was davon abhing, wie er sich benahm, was er seinen Leuten erzählte. Aber sie hatten gute Erfolge erzielt und waren zufrieden, als die Stunde der Landung gekommen war. „Freund“ stand jetzt allein auf dem steinigen Landefeld, nur mit einem Megaphon in der Hand, um seine Freunde vor unüberlegten Handlungen warnen zu können.

Zuerst kamen ein paar Offiziere aus dem Schiff — ihre grauen Pelze waren mit den Symbolen der Autorität bemalt, wie Counce und Falconetta inzwischen gelernt hatten. Mißtrauisch musterten sie den unerwarteten „Freund“. Jeder der Fremden trug eine Waffe im Anschlag, als rechnete er jeden Augenblick mit einem Angriff.

„Freund“ sprach lange mit ihnen, zeigte ihnen die verlassene Stadt, das absterbende Getreide, das verwilderte Vieh. Als sie dann zum Schiff zurückkehrten, machte „Freund“ eine einladende Geste.

Counce und Falconetta kamen aus ihren Verstecken und gingen langsam auf das Schiff zu.

In angemessener Entfernung blieben sie stehen, Falconetta schaltete den Translator ein, und dann sprach sie eine Begrüßungsformel, die sie von „Freund“ gelernt hatte.

Verwirrt senkten die Fremden ihre Waffen, und schließlich kam einer von ihnen — vermutlich der Kapitän des Schiffes — ihnen entgegen und musterte sie mehrere Minuten schweigend. Dann deutete er auf den

Translator und sprach zu ihnen. Es war verwirrend, diesen Fremden mit der gleichen Stimme wie „Freund“ sprechen zu hören. Der Fremde fragte, wieso sie seine Sprache sprächen.

Die Menschen erklärten es ihm, und „Freund“ bestätigte ihre Worte durch ein paar zusätzliche Erläuterungen.

„Wir bedauern“, sagte Counce dann, „was mit der Besatzung des ersten Schiffes geschehen ist. Aber wir wurden angegriffen, obwohl wir selbst nichts dergleichen vorhatten. Achtzehn von uns wurden getötet, bevor wir schließlich siegten. Solche Mißverständnisse wird es nicht wieder geben.“ Counce holte tief Luft. „Wenn ihr Angst vor uns habt, und wenn diese Angst zu groß ist, so könnt ihr wieder abfliegen. Kommt dann niemals wieder. Wenn ihr aber meint, diese Angst überwinden zu können, dann geben wir euch diesen Planeten für euer Volk.“

Counce wartete jetzt, daß der Fremde antwortete; ihm wurde mit überwältigender Wucht klar, was in diesem Augenblick auf dem Spiel stand. Das war der Augenblick, auf den er seit dreihundert Jahren hingearbeitet hatte. Hier stehe ich, dachte er, und verschenke einen ganzen Planeten, spiele Schicksal für die Menschheit und eine fremde Rasse. Noch niemals zuvor ist ein einzelner Mensch in einer solchen Situation gewesen.

Der Fremde besprach sich kurz mit seinen Begleitern, dann wandte er sich wieder an Counce.

„Wir haben keine Angst“, sagte er. „Zum Beweis dafür übergeben wir unsere Waffen.“

„Das ist nicht nötig“, antwortete Counce. „Ihr könnt uns damit ohnehin nicht schaden.“

Von allen Seiten kamen jetzt die Menschen aus ihren Verstecken, und die Fremden zogen sich in einer ersten Reaktion etwas zurück und sahen sich vorsichtig um. Aber Counce war sicher, daß das schwierigste Problem gelöst war. Jetzt blieb nur noch eines übrig.

„Said“, flüsterte Wu, als er herangekommen war. „Ich habe Nachricht von der Erde: Basset hat angebissen. Ram berichtet, daß er auf sein Schiff gegangen ist und dann verschwand. Vermutlich ist er unterwegs nach Regis. Weißt du auch genau, was du tust?“

Counce lächelte rätselhaft. „So genau wie immer“, sagte er dann trocken. „Aber trotzdem: Drücke mir die Daumen ...“

Der große Erfolg hatte Counce ungeheure Kräfte gekostet, was ihm erst jetzt richtig klar wurde. Seine Müdigkeit und Abgespanntheit waren aber nicht nur auf körperliche Arbeit in den letzten Tagen und Wochen zurückzuführen, sondern hatte tiefere Ursachen. Er war geistig älter geworden. Bei jeder Erneuerung, die er in den letzten dreihundert Jahren durchgemacht hatte, war sein Körper immer wieder frisch aus dem Prozeß hervorgegangen, aber Gehirn, Geist und Persönlichkeit waren dieselben geblieben. Der dreihundertjährige Kampf hatte tiefe Spuren hinterlassen.

Er war allein auf Regis-Basis, da alle verfügbaren Leute auf Ymir benötigt wurden. Roboter bewachten die Transfaxstation, und natürlich würde man auch ihn registrieren, wenn er durch den Transfax ginge.

Seltsamerweise spürte Counce ein Schuldgefühl für das, was er vorhatte – es kam ihm vor, als ziehe er sich wie ein Feigling aus der Affäre. Er wußte aber auch, daß es sonst niemanden gab, der die Aufgabe übernehmen konnte, das mußte er allein durchstehen. Counce hatte das Gefühl, nicht mehr allein Herrscher über seine Persönlichkeit zu sein, sondern von etwas Unbegreiflichem angetrieben zu werden.

Er kannte den Transfax besser als jeder andere Mensch in der Galaxis. Vermutlich gab es niemanden, der das nachvollziehen konnte, was er jetzt vorhatte, sicherheitshalber baute er aber noch ein paar Fehlinformationen in die Daten für den Computer ein, für den Fall, daß jemand nach ihm suchte. Er mußte sich beeilen, denn schon bald würde man ihn auf Ymir vermissen und hier nach ihm schauen. Es war sehr wichtig, daß er nicht gefunden wurde!

Schließlich hatte er es geschafft, sah sich ein letztes Mal auf Regis um und trat dann in das Transmitterfeld.

Zuerst glaubte er gar nicht so recht, daß er einen solchen perfekten Erfolg erzielt hatte, sich selbst in ein fremdes, unendlich weit entferntes Raumschiff zu teleportieren. Das Schiff flog schneller als das Licht und war etliche Parsek entfernt. Die Aufgabe war ihm unlösbar erschienen, aber es war geschafft, und jetzt stand er in der Zentrale von Bassets Schiff vor dem Schreibtisch des Besitzers.



Im Augenblick noch war er allein, aber er hörte Geräusche, und in Kürze würde Basset hier auftauchen. Counce lächelte, setzte sich in den Sessel hinter dem Schreibtisch und nahm sich einen von Bassets Zigarillos. Jetzt brauchte er nicht mehr lange zu warten.

Der Zigarillo war etwa zwei Zentimeter abgebrannt, als die Tür der Kabine zur Seite glitt und Basset hereinkam. Der Schock über den unerwarteten Besuch war so groß, daß er für einen Augenblick völlig erblaßte, als er den Mann hinter dem Tisch erkannte. Er mußte sich am Tischrand festhalten und suchte krampfhaft nach Worten.

„Setzen Sie sich, Basset“, sagte Counce ruhig. „Ich möchte mit Ihnen sprechen.“

Counce wartete, bis Basset wieder regelmäßig atmete und sein Gesicht wieder die normale Farbe angenommen hatte. Dann begann er ruhig:

„Sie haben recht: Ram Singh ist einer unserer Agenten. Aber es ist nicht Ihr Verdienst, das herausgefunden zu haben. Auch die Information, daß sich auf Regis unsere Basis befindet, hat Ram Ihnen absichtlich zugespielt, weil ich ihn darum bat. Ich wollte, daß Sie sich selbst auf den Weg machen, zumal Sie ja sowieso niemandem außer sich selbst trauen. Man findet wirklich immer weniger Leute, auf die man sich verlassen kann.“

„Was ... was wollen Sie jetzt schon wieder?“ fragte Basset mit belegter Stimme.

„Sie von Ihren Plänen abhalten, natürlich“, entgegnete Counce und lehnte sich vor. „Sie sind ein gefährlicher Mann, Soll ich Ihnen sagen, warum?“

Basset fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen; langsam kehrte sein Selbstvertrauen zurück, und er suchte nach einer Möglichkeit, Alarm zu schlagen. Gedankenverloren nickte er daher.

„Weil Sie zwar intelligent sind, aber sehr oft das Offensichtliche übersehen“, fuhr Counce fort, „Und Sie sind einflußreich genug, daß aus Ihren Fehlern Katastrophen werden — vielleicht nicht für Sie persönlich, aber für die Menschheit im ganzen. Das hat Sie aber noch niemals interessiert.“

Bassets Stolz war verletzt- „Was soll das heißen?“ fauchte er.

„Ich sagte schon bei unserem ersten Treffen, daß Sie die Galaxis beherrschen wollen. Dabei übersehen Sie etwas ganz Entscheidendes: daß wir dies nämlich bereits tun.“

„Das bestreite ich“, konterte Basset. „Sie sind zwar eine einflußreiche Organisation, aber ohne Machtmittel.“

„Wir haben keine Macht, uns durchzusetzen?“ Counce schürzte die Lippen. „Ist es etwa machtlos, einen Planeten zu verschenken? Ist es machtlos, das Schicksal zweier Rassen zu bestimmen, und zwar so, daß sie in Frieden und nicht in Krieg miteinander leben?“

„Sagten Sie zwei Rassen?“ echote Basset ungläubig. Counce nickte.

„Jetzt sehen Sie, in welchem Grade gefährlich Sie sind. Sie sind ein Feind solcher Regelungen, weil Sie nur an sich selbst denken.“

„Sie sind ein verrückter Lügner“, sagte Basset plötzlich ganz ruhig. „Schon einmal haben Sie geblufft, und ich werde das sofort überprüfen, denn ich habe wohl nichts dabei zu verlieren.“

„Richtig“, sagte Counce und erhob sich. „Sie haben das Recht weiterzuleben bereits verwirkt.“

Basset sprang ebenfalls auf und rief erschrocken nach Lecoq.

Counce sah sich gemächlich im Raum um, und dann entdeckte er, was er suchte: Dort waren die Trägerstreben, durch die die schwachen Stellen des Schiffes verstärkt worden waren, als man die Kabine Bassets vergrößert hatte, und ohne die der Antrieb das Schiff auseinanderreißen würde.

Er fühlte in seiner Tasche nach dem einzigen Werkzeug, das er jetzt brauchte — ein einfaches Taschenmesser.

Von draußen hörte er schnelle Schritte, und jetzt flog die Tür auf. Aber Counce hatte das Messer bereits in eine Ritze der Verschalung eines Trägers gesteckt, und mit einem Krachen flog die Verschalung ab.

„Haltet ihn auf!“ schrie Basset. „Er bringt uns alle um!“

Fassungslos sahen die Männer zu, wie Counce mit dem Messer eine Trägerstrebe herausbrach. Schon begann die Schiffshülle zu ächzen und zu stöhnen, das Schiff taumelte.

Auf den Gesichtern der Männer, die hereingestürmt waren, sah Counce die Gewißheit des Todes, auf Bassets Gesicht aber breitete sich Triumph aus, als er sah, daß Counce keine Anstalten machte, zu verschwinden.

Einen Augenblick später gaben die Schweißnähte des Schiffes nach, und in diesem Moment fand Counce endlich das Vergessen und die Ruhe, die er sich schon lange gewünscht hatte. Die letzte Aufgabe war erfüllt, und dann versank er in unendlicher Kälte ...

Schmerzen ... Schmerzen überall! Er durfte doch gar nichts mehr spüren! Der Mensch, der Said Counce gewesen war, hatte sich dem ewigen Vergessen hingegen und durfte doch nichts mehr spüren ...!

Einen Augenblick dachte er, daß die anderen ihn jetzt wieder materialisierten, aber er hatte doch alle Aufzeichnungen gelöscht oder mindestens verfälscht! Außerdem wollte er nicht wie der geweckt werden!

Dann verwarf er diesen Gedanken. Es gab keine Aufzeichnungen seines Gedächtnisses über den Augenblick, in dem das Schiff zerborsten war, weil er seit diesem Augenblick nicht durch einen Transfax gegangen war, denn er war *tot*!

Eine Welle machtloser Wut überschwemmte ihn — machtlos, weil er nichts, dagegen tun konnte. Plötzlich bemerkte er, daß er die Augenlider bewegen konnte; sie reagierten, als er sie öffnen wollte.

Über sich sah er ein schmales, von blondem Haar umrahmtes Gesicht. Blaue Augen sahen auf ihn herab.

„Enni ... Zatok?“ sagte er zögernd. „Wir haben es geschafft!“ rief das Mädchen, und plötzlich brachen Tränen aus den blauen Augen hervor. „Anty, Anty, er hat mich erkannt!“

Das Gesicht mit den blauen Augen verschwand und wurde von einem männlichen ersetzt. „Das ist ein Wunder“, hörte Counce eine Stimme sagen.

Counce fühlte sich von der Anstrengung, die Augen zu öffnen, derart ermüdet, daß er sie wieder schloß und nur flüsterte: „Was habt ihr da gemacht?“

„Weißt du es nicht, Said? Wir haben einhundert Jahre lang nach dir gesucht“, sagte Enni. „Ein Schiff der Fremden fand dich schließlich und brachte dich jetzt nach Regis zurück. Du wurdest bei der Explosion von Bassets Schiff augenblicklich zu einem Eisblock und bist einhundert Jahre auf der Bahn des Schiffes weitergerast. Es war nicht einfach, dich zu finden.“

Counce öffnete erneut die Augen.

„Einhundert Jahre“, sagte er nachdenklich. „Du hast dich nicht sehr verändert.“

„Du auch nicht“, warf Anty glücklich ein. „Alle wollten zuerst dein letztes Transfaxmuster materialisieren, als wir dich nicht finden konnten, aber ich sagte nein, Counce wird schon einen Grund gehabt haben, Ruhe zu suchen.“

„Ich danke dir für dein Verständnis“, sagte Counce zynisch. „Wollt ihr mich jetzt pflegen, bis ich wieder gesund genug bin, um mir die Kehle durchzuschneiden?“

Enni hielt die Luft an und sagte erschrocken: „Das kannst du nicht wirklich wollen. Oder hast du Schmerzen durch die Adrenalinspritze, die ich dir gab?“

Counce schwieg für eine Weile, dann befeuchtete er seine Lippen und flüsterte: „Erzählt, was sich in den letzten hundert Jahren getan hat. Wenn es sich gebessert hat, bleibe ich vielleicht bei euch.“ Er verhielt einen Augenblick. „Wer steht jetzt an der Spitze?“

„Anty“, sagte Enni mit unüberhörbarem Stolz auf ihren Mann.

Vor Counces geistigem Auge begannen sich Eindrücke zu formen, Dinge, die in einem Jahrhundert geschehen konnten. Immerhin war das eine lange Ruhezeit gewesen; er hatte seine Arbeit damals getan und wollte nun sehen, was daraus geworden war.

„Gut“, sagte er mit neuer, frischer Kraft. „Ich will es noch einmal versuchen.“

ENDE